DAN SHOCKER's

Macabros





Nr. 120

DM 1.60

Österr. S 12; Schweiz Fr. 1.70

Giftstachel des Skorpion-Dämons



Nr. 120

Giftstachel des Skorpion-Dämons

Das Rascheln der Zeitung war das einzige Geräusch in dem kleinen muffigen Zimmer.

Desirée studierte die Stellenanzeigen.

Seit Wochen war sie arbeitslos. Ihre geringen Ersparnisse waren fast aufgebraucht. Langsam fing es an, kritisch zu werden.

Sie wußte nicht, was sie noch anstellen sollte, um ihre Ausgaben zu drosseln.

Sie aß kaum etwas, und wenn, nur die preiswertesten Lebensmittel. Die Miete konnte sie noch drei Monate bezahlen. Bis dahin mußte sie unbedingt etwas gefunden haben.

Jeden Tag war sie früh auf den Beinen und blätterte in der Zeitung, um bei den ersten zu sein, die ein passendes Angebot entdeckten.

Desirée war praktisch veranlagt, eine Bürotätigkeit kam nicht für sie in Frage. Bürokräfte wurden gesucht. Aber das, was sie benötigte, stand nicht drin.

Resigniert warf sie die Morgenzeitung in die Ecke und legte sich wieder ins Bett.

Draußen war ein grauer, trüber Tag und das Zwielicht in dem kleinen Zimmer, das Schlaf- und Wohnraum in einem war, war nicht dazu angetan, ihre Lebensgeister zu wecken.

Sie gähnte verhalten und schloß die Augen. Sie war noch müde und konnte eigentlich noch zwei oder drei Stunden schlafen. Es kam ja nicht darauf an. Zeit hatte sie genug.

Die junge Frau drehte sich auf die Seite, als es ihr so schien, als würde sie aus dem Augenwinkel eine schattenhafte Bewegung wahrnehmen.

Da stand jemand mitten im Raum?!

Ruckartig warf Desirée Mallon sich herum.

Die Angst war plötzlich da, krallte sich wie eine Klauenhand in ihr Herz und ließ sie wie unter einem Peitschenschlag zusammenfahren.

Etwas stürzte sich auf sie… ein länglicher, hochgewachsener Schatten.

Plötzlich fühlte die vierundzwanzigjährige Französin, wie sich etwas auf sie stürzte und zurückwarf, ehe sie sich vollends aufrichten konnte.

Sie schrie.

Aber der Schrei wurde unter dem dicken, schweren Federbett erstickt, und dumpfe Schwärze hüllte sie ein.

Desirée war eingeschlossen unter dem Federbett, und Panik ergriff sie.

Diese Enge! Diese Dunkelheit!

Desirée überfiel der Gedanke, daß sie erstickt werden sollte.

Ein unheimlicher Mörder war unbemerkt in ihre Wohnung gekommen, um sie zu töten…

*

Der Schweiß brach ihr aus allen Poren.

Ihr Herz raste, ihr Schädel dröhnte.

Die junge Frau schlug und trat um sich und versuchte mit aller Kraft, die schwere Decke wegzudrücken.

Luft!

Sie mußte raus aus dieser Enge. Aber es schien, als würde sich ein Zentnergewicht über sie legen und immer tiefer in die Schwärze pressen.

Desirée Mallons Abwehr erlahmte.

Ihre Kräfte ließen nach.

Noch mal wollte sie sich aufbäumen, alle Kräfte zusammennehmen und einen Befreiungsversuch starten.

In ihrem fiebernden, aufgepeitschten Bewußtsein pochte jedoch ein Gedanke, der ihr sagte, daß sie sich verkehrt verhielt.

Besser war es, ruhig zu bleiben, sich nicht mehr zu wehren und dem Mörder zu signalisieren, daß bereits alles vorbei war. Der unheimliche Eindringling sollte glauben, daß sein Opfer tot war…

Vielleicht ließ er dann von ihm ab, und sie hatte noch eine Chance, mit dem Leben davonzukommen.

Die Luft unter der Bettdecke war äußerst knapp, aber Desirée kam mit dem verbliebenen Rest umso länger aus, je ruhiger sie sich verhielt.

Es kostete sie unsagbare Überwindung, das zu tun, was sie als vernünftig und lebensrettend erkannt hatte, nur war es unglaublich schwer, es in die Tat umzusetzen.

Reglos lag sie da.

In ihren Schläfen hämmerte das Blut, und ihr Herz pochte, als wolle es ihre Brust zersprengen.

Ihr Herzschlag!

Ihn bekam sie nicht unter Kontrolle. Und das heftige Schlagen konnte sie auch nicht unterdrücken.

Ihr Widersacher würde es ständig hören.

Sie biß in das Kopfkissen, von Grauen und Todesangst gemartert und merkte, wie die Luftnot ihr zu schaffen machte.

Das Brummen und Hämmern im Kopf nahm zu, es wurde ihr siedendheiß.

Desirée riß den Mund auf wie ein Fisch auf dem trockenen. Sie empfand eine unglaubliche Gier nach Sauerstoff – und fühlte sich versucht, die Hände nochmal auszustrecken und die Decke zu heben.

Aber damit würde sie zu erkennen geben, daß sie sich weiter widersetzte.

Sie mußte die Bewußtlose spielen, Ruhe halten…

In ihrer Kehle stieg ein Schluchzen auf, das sie nur mühsam unterdrückte.

Jede Sekunde in dieser stockfinsteren, engen Sauna kam ihr vor wie eine Ewigkeit.

Mit jeder Sekunde, die sie unter der ringsum geschlossenen Decke verbrachte, kam sie einer wirklichen Ohnmacht – durch Angst und Sauerstoffmangel ausgelöst – näher…

Sie merkte, wie ihre Sinne schwanden, wie sie abrutschte und in ein riesiges, finsteres Loch zu stürzen drohte. Eine bodenlose Tiefe… ohne Rückkehr…

Plötzlich vernahm sie eine Stimme. Leise und fern.

Desirée Mallon war außerstande zu sagen, ob diese Stimme von außerhalb kam, durch die Bettdecke gedämpft wurde, oder ob sie sich in ihrem Kopf meldete.

Eine Stimme, die sie sich nur einbildete.

»Du mußt mir gehorchen!« durchpulsten die Worte ihr fieberndes Hirn kaum hörbar und doch eindringlich.

»Wer… bist… du?« Sie wußte nicht, ob sie die Lippen bewegte oder nicht. »Was… willst du von… mir?«

»Bald… wirst du wissen… wer ich bin… Jetzt spielt mein Name noch keine Rolle… Tu, was ich dir sage.«

»Und… was… soll ich tun?«

Desirée Mallon dachte die Worte nur und befand sich auf einer Grenze zwischen Wachsein und Bewußtlosigkeit, wo es bereits anfing, daß ihr Schicksal ihr gleichgültig wurde.

»Zu mir kommen… bei mir sein… Ich habe dich ausgewählt.«

»Wozu?«

»Das alles wirst du erfahren, wenn du hier bist.«

»Und wohin soll ich mich begeben?«

»Ich werde dir dein Reiseziel noch nennen… Wenn es so weit ist… noch heute… in der Nacht… oder auch morgen… es ist abhängig von einigen anderen Dingen… Wenn es so weit ist, wenn die Zeit reif ist, werde ich dich einweihen. Halte dich bereit, und du wirst leben…«

Leben!

Ja, das wollte sie…

Der Druck hatte nachgelassen, aber sie merkte es nicht.

Ihr Herz schlug nur noch schwach, ihr Puls war kaum noch zu fühlen.

Wärme hüllte sie ein. Und – Vergessen…

*

Das Gefühl, noch zu leben, kehrte viel später wieder zurück.

Desirée Mallon begann sich zu regen und streckte die linke Hand aus. Sie glitt durch die Ritze zwischen Matratze und Bettdecke. Ein angenehm kühler Hauch streifte das Gesicht der blonden jungen Französin.

Desirées Atem verstärkte sich, ihre Unruhe nahm zu.

Sie stieß die Decke weiter zur Seite, räkelte sich, und es war im ersten Moment so, als hätte sie tief geschlafen und im Schlaf das Federbett über den Kopf gezogen.

Mit dem Erwachen kam die Erinnerung, an das Ereignis – und an die Worte.

Desirée Mallon zuckte zusammen, riß die Beine an und schleuderte mit einem Ruck die Bettdecke vollends zurück.

Sie hatte das Gefühl, sich von einem Zentnergewicht zu befreien.

»Oh, mein Gott«, stöhnte sie und fuhr durchs gelockte Haar. Sie war durchgeschwitzt bis auf die Kopfhaut und merkte, daß der seidigschimmernde Pyjama auf ihrer Haut klebte.

Sie richtete sich auf. Es war die vertraute Umgebung. Draußen war es noch immer grau und trüb.

Wieviel Zeit war vergangen?

Die Frau warf einen Blick auf den Wecker an ihrer Seite.

Zehn nach sieben?

»Aber… das kann… doch nicht sein!« stammelte sie im Selbstgespräch.

Ihr entging das Zittern in ihrem Körper nicht.

Sie fühlte sich elend und ausgepumpt, als hätte sie schwere Strapazen hinter sich und – keinen Schlaf. Doch sie war eben aufgewacht, hatte demnach nochmal geschlafen…

Die Zeitung lag in der Ecke neben dem Bett auf dem Boden. Die Seite mit den Stellenanzeigen war noch aufgeschlagen.

Sie hatte heute morgen – wie an all den Morgen in den vergangenen Tagen zuvor – das Blatt schon gelesen.

Aber das andere…

Der Schatten, der Versuch, sie zu ersticken…

Ihre Angst verstärkte sich wieder, wenn sie erneut darüber nachdachte.

Sie stieg aus dem Bett. Ihre Knie waren weich wie Pudding.

Sie suchte das winzige Badezimmer auf, in dem nur eine Sitzwanne Platz hatte. In diesem Altbau an der nördlichen Peripherie von Paris ließ es sich billig leben, wenn man auf einige Annehmlichkeiten verzichtete.

Desirée starrte in den Spiegel.

»Ich seh furchtbar aus«, erschrak sie vor ihrem eigenen Anblick.

Ihre Haut war weiß und teigig, unter den Augen lagen tiefe Schatten und Tränensäcke.

Die Frau drehte den Wasserhahn an, hielt die Hände trichterförmig unter den Strahl und tauchte dann ihr Gesicht in das kalte Wasser, das sie auffing, um sich zu erfrischen, um ihre Lebensgeister zu wecken.

Sie starrte hinaus in den Wohn-Schlafraum.

Das schmale, hohe Fenster mit Blick über die Dächer von Paris war angelehnt, damit frische Luft hereinkam.

Die Stellung der beiden Fensterflügel war genau so wie am Abend zuvor, als sie ins Bett gegangen war.

Der Fremde…, der Schatten… hatte also das Fenster als Einstieg nicht benutzt. Es war auch unwahrscheinlich, daß jemand über dieses steilabfallende Dach hätte einsteigen können.

Die Wohnungstür war verriegelt, und von innen steckte der Schlüssel im Schloß. Anzeichen eines gewaltsamen Aufbruchs waren nicht vorhanden.

Alles nur ein Traum?

Nein… Das konnte und wollte sie nicht glauben.

Die endlosen Minuten unter dem ringsum verschlossenen Federbett standen wie ein Fanal vor ihrem geistigen Auge.

Sie war nicht eingeschlafen und hatte diesen Erstickungstraum gehabt.

Das Ganze lag schließlich erst wenige Minuten zurück. Und eigenartigerweise erinnerte sie sich auch noch an jedes Wort, das die fremde Stimme zu ihr gesagt hatte. Jeder einzelne war wie mit Brenneisen in sie eingebrannt.

Desirée Mallon beeilte sich mit der Morgentoilette.

Sie kochte sich keinen Kaffee, wie sie es üblicherweise als erstes nach dem Aufstehen zu tun pflegte.

Schnell zog sie sich an, räumte ihr Bett auf und verließ die Wohnung.

Das fünfstöckige Haus verfügte über einen altersschwachen Lift. Sie benutzte ihn so gut wie nie, weil die Gefahr bestand, daß er zwischen den Stockwerken hängenblieb.

Leichtfüßig eilte sie die Treppen hinab.

Hinter den meisten Türen rumorte es.

Man hörte Stimmen, Geschirrklappern, Radiomusik…

In der dritten Etage putzte die alte Madame Calet den Flur vor ihrer Wohnungstür.

»Bon jour, Madame!« grüßte Desirée.

Die gebückt stehende Frau, die einen Putzlappen um einen Besenstiel gewickelt hatte, richtete sich auf. »So früh am Morgen – und schon so fleißig?« fragte Desirée, und sie war froh darüber, jemand auf dem Flur zu begegnen.

Daß es gerade Madame Calet war, auf die sie stieß, war ihr besonders sympathisch.

Madame Calet war eine mütterliche, besorgte Frau, die hier im Haus so etwas wie die Hausmeisterstelle innehatte. Sie kassierte die Mieten und nahm sich der Sorgen und Beschwerden der Mieter an, die sich an sie wandten.

Madame Calet leitete Geld und Beschwerden weiter. Die Hauseigentümerin wohnte in einem Bungalow an der sonnigen Riviera.

Madame Calet war gewissermaßen ihr verlängerter Arm, lebte schon seit ihrem dreißigsten Lebensjahr in diesem alten Haus und hatte in ihrem langen, bis jetzt achtundsiebzigjährigen Leben viele kommen und gehen sehen.

Sie hatte immer allein gelebt und war bis zu ihrem sechzigsten Lebensjahr als Sekretärin bei einer Import-Export-Firma tätig gewesen. Im hohen Alter besaß sie noch ein flinkes, wendiges Wesen und hatte eine feine Art zu sprechen, sich zu bewegen und zu kleiden.

»Mir bleibt nichts anderes übrig, Mademoiselle Mallon«,' lächelte sie. »Ich habe die Milch verschüttet, und ehe jemand durch die Lache schlittert, ist es besser, sie zu beseitigen. Wie Sie sehen, ist es schon passiert… Sie sind aber auch schon früh auf den Beinen… Gibt's gute Nachrichten?«

Madame Calet war über die Nöte der jungen, allein lebenden Frau informiert.

»Haben Sie eine Anstellung gefunden?«

»Leider nein.«

»Oh, das tut mir leid… aber sicher haben Sie eine in Aussicht, wie? Wenn Sie jetzt schon außer Haus gehen?«

Das war für die Situation, in der sie sich befand, ungewöhnlich. Normalerweise verließ sie vor zehn Uhr ihre Wohnung nicht.

Desirée Mallon setzte zum Sprechen an und wollte der alten Dame sagen, daß sie auf dem Weg zu einer Freundin war, was auch der Wahrheit entsprach. Aber dann sagte sie etwas ganz anderes…

Sie handelte spontan.

»Hätten Sie ein paar Minuten Zeit für mich, Madame?« stieß sie hervor. »Ich hätte Sie gern in einer Angelegenheit gesprochen.«

»Sorgen? Ist es wegen der Miete? Nehmen Sie sich ruhig noch ein paar Tage Zeit… es eilt nicht. Ich…«

Desirée Mallon schüttelte heftig den Kopf. »Nein, deshalb ist es nicht. Es ist etwas anderes. Es geht um die Wohnung, in der ich lebe. Ich glaube, mit ihr stimmt etwas nicht…«

»Aber…« Madame Calet unterbrach sich, als in der Etage über ihnen eine Tür klappte und sich gleich darauf schwere Schritte auf der Treppe abwärts bewegten.

Ein kräftiger Mann mit Mütze, zerknautschter Aktentasche und ausgebeulten Arbeitshosen kam ihnen entgegen, grüßte knurrig und

ging vorüber und nach unten weiter.

»Na schön, Mademoiselle…, dann kommen Sie mit herein. Ich bin gerade dabei, Kaffee vorzubereiten. Trinken Sie ruhig eine Tasse mit mir… dann schmeckt sie mir umso besser. Gesellschaft beim Essen und Trinken sollte man immer haben.«

»Merci…«

Die Wohnung war um einiges größer als die beiden Kammern unter dem Dach, in denen Desirée Mallon lebte.

Alte Möbel, einst sehr elegant und teuer, schmückten die Zimmer der alten Dame. Man sah den Einrichtungsgegenständen den Zahn der Zeit, der an ihnen nagte, an. Und doch haftete den Mobein noch jenes gewisse Flair an, das auf eine Vergangenheit hinwies, in der eine Frau wie Madame Calet auch noch besser gestellt war.

»Wo drückt der Schuh, Mademoiselle?« wollte die alte Dame wissen, als sie an dem kleinen runden Tisch in einer Fensternische des Wohnzimmers sich gegenübersaßen.

»Sie wohnen schon lange in diesem Haus, nicht wahr?« tastete Desirée sich vor, die wieder ihren ersten Mut verloren hatte.

»Lange? Schon ein ganzes Leben. Über vierzig Jahre müssen es jetzt sein.«

»Sie kennen demnach jede Wohnung und erinnern sich sicher auch an jeden Mieter, der hier gewohnt hat.«

»Oh ja, das kann man sagen. Warum fragen Sie mich danach, Mademoiselle? Es muß doch einen Grund haben?«

»Ja, hat es auch… In vierzig Jahren, Madame, passieren schöne, aber auch unangenehme Dinge. Überall wo es Menschen gibt, ereignen sich Schicksale.«

»Da sagen Sie etwas Wahres! Über die Menschen und die Schicksale in diesem Haus könnte ich ein Buch schreiben, das können Sie mir glauben.«

»Was war das schrecklichste Erlebnis, das Sie hatten?«

»Es gab viele unangenehme Dinge. Streitereien, Ehezwistigkeiten… mutwillige Zerstörungen. Es gab – aber auch einen Mord…«

Desirée Mallon ließ ihr Gegenüber nicht aus den Augen.

»Wo?« fragte sie tonlos, und sie merkte, wie eine Ahnung in ihr aufstieg, die plötzlich da war und sich nicht mehr zurückdrängen ließ. »In – welcher Wohnung ist es passiert?«

Madame Calet antwortete nicht sofort. Mit spitzen Fingern griff sie ihre Tasse, führte sie zum Mund und setzte sie wieder zurück auf die blütenweiße, fein gehäkelte Tischdecke. »Warum fragen Sie das, Mademoiselle? Warum – wollten Sie das wissen?«

»Weil es mich interessiert.«

»Und wodurch ist dieses Interesse geweckt worden?«

»Ich werde es Ihnen sagen, wenn Sie mir eine ehrliche Antwort auf

meine Frage geben«, antwortete sie ausweichend.

Zwei Minuten vergingen in Schweigen.

»Wollen Sie es wirklich wissen?«

»Oui.«

»Wie lange sind Sie jetzt Mieterin in der Wohnung unter dem Dach?«

»Ich lebe seit ungefähr drei Jahren dort.«

»Mhm…, dann liegt es genau siebenundzwanzig Jahre zurück, als er sich umbrachte. Fernand Metier war sein Name. Ich erinnere mich noch gut an ihn. Ein stiller, bescheidener Mensch, sehr gebildet. Er lebte nur für seine Forschungen. Er war Archäologe oder so etwas Ähnliches. Jedenfalls reiste er oft monatelang durch die ganze Welt und war hinter irgendwelchen Rätseln und Erkenntnissen her. Dann stand die Wohnung so lange leer. Ohne Ankündigung tauchte er von Zeit zu Zeit auf und lebte wieder hier, um bei nächster Gelegenheit erneut zu verschwinden. Ärger mit der Miete gab es nie. Er hatte bei seiner Bank einen Dauerauftrag laufen, so daß die Zahlungen regelmäßig erfolgten.

Eines Nachts – ich erinnere mich noch wie heute – kehrte er wieder mal aus der Ferne zurück. Er klingelte mich aus dem Bett, war außer Atem, sehr blaß, wirkte krank und erschöpft. Er entschuldigte sich, daß er mich geweckt hatte, aber er könne seine Schlüssel nicht mehr finden und müsse sie wohl verloren haben… Er hatte nur wenig Gepäck dabei. Das Haar hing ihm in die Stirn, und seine Hände zitterten, als er einen Nachschlüssel entgegennahm.

Ich hatte Metier noch nie in einem solchen Aufzug gesehen und fragte ihn, ob es einen bestimmten Grund gäbe, weshalb er so aufgeregt sei.

›Oh ja‹, antwortete er mir da. ›Diesen Grund gibt es…‹ Ich höre die Worte noch heute, denn ich habe sie bestimmt zwanzigmal der Polizei gegenüber wiederholt, nachdem es passiert war.

›Der Skorpion-Gott, Madame‹, flüsterte er mir zu. ›Es gibt ihn wirklich… Ich habe ihn gesehen – und jetzt ist er hinter mir her…‹

In jener Nacht glaubte ich noch an einen Scherz. Metier hatte öfter so komische Bemerkungen gemacht.

Ich wollte ihn bei Gelegenheit fragen, was er mit seinen Worten eigentlich zu sagen beabsichtigte.

Aber dazu kam es nie mehr.

Am nächsten Morgen – war Monsieur Metier tot.

Die Polizei fand ihn erhängt am Fensterkreuz…«

»Am Fensterkreuz der Wohnung, die ich seit drei Jahren bewohne.« Desirée Mallons Worte klangen nicht wie eine Frage, sondern wie eine Feststellung.

»Oui, der Selbstmord ereignete sich in Ihrer heutigen Wohnung.

Aber – das braucht sie nicht zu ängstigen. Dafür gibt es keinen Grund. Vor den Toten, Mademoiselle, braucht man sich nicht zu fürchten. Nur die Lebenden können einem etwas tun.«

»Vielleicht ist es doch nicht ganz so einfach, Madame. In meiner Wohnung spukt es. So wie Fernand Metier vor siebenundzwanzig Jahren erstickt ist, Madame, drohte ich vor einer halben Stunde zu ersticken. Ich habe das Sterben des Mannes, der in meiner Wohnung vor mehr als einem Vierteljahrhundert Selbstmord beging, in allen Phasen miterlebt…«

*

In Bangkok war es vier Uhr nachmittags. Die Rush Hour im Herzen der thailändischen Hauptstadt.

In den breiten Straßen herrschte enormer Verkehr.

Moderne Straßenkreuzer und Busse rollten zwischen Dreirädern und Pferdedroschken. Ein Strom von Passanten – Touristen und Einheimische – wälzte sich an den Banken, Restaurants und Geschäftshäusern entlang.

Buddhistische Priester in ihren leuchtend gelben Gewändern wirkten wie wandelnde Farbtupfer zwischen der vorwiegend westlich gekleideten Bevölkerung.

Nicht nur auf den breiten Straßen herrschte Betrieb.

Nicht weniger bunt und lebhaft ging es in den engen Seitenstraßen und Gassen zu, wo sich ein Verkaufsstand neben dem anderen drängte und Handwerker vor den Türen ihrer Werkstätten saßen, kunstvolle Leder- und Silberarbeiten anfertigten und zum Verkauf anboten.

Der Mann – ein großgewachsener Europäer mit sonnengebräunter Haut und weißem Anzug – stand mit seiner Begleiterin vor einem Silberschmied, der auf bunten Tüchern seine Waren ausbreitete und vor den Augen des Blonden eine zarte Filigran-Halskette bearbeitete.

»Sie ist wunderschön«, sagte die Frau mit dem langen, schwarzen Haar und einer Haut, die die Farbe von Milchkaffee hatte.

Der kleine Mann mit dem schütteren Haar und einer Haut, die aussah, als wäre brüchiges Pergament über seine Knochen gespannt, lächelte, obwohl er die Bemerkung unmöglich verstanden haben konnte. Die rassige Frau an der Seite des Manns, der aussah wie ein abenteuerlicher Wikinger, hatte deutsch gesprochen.

Er erkannte es am Tonfall, am Lächeln.

»Dreitausend Ticals«, sagte der Mann und hob die fertige, polierte Kette in die Höhe.

Carminia Brado, die rassige Brasilianerin, blickte ihren Begleiter von der Seite her an und zuckte die Achseln.

»Wieviel ist das in deutschen Mark oder Dollar? Ich komm' mit der

Währung nicht zurecht.«

»Ungefähr der zehnte Teil.«

»Etwa dreihundert Mark. Das ist nicht viel Geld für die Kette, wenn man bedenkt, was für eine Arbeit damit verbunden war.«

»Ich würde den Preis auch sofort bezahlen, aber dann ist der Mann mir böse, Schoko.«

»Er ist dir böse?«

»Ja. Er erwartet einfach von mir, daß ich anfange zu handeln und zu feilschen… Sonst hat er keine Lebensfreude. Und die wollen wir ihm doch nicht nehmen. Paß' mal auf…«

Björn Hellmark, der Herr der unsichtbaren Insel Marlos, begann das Palaver. In holprigem Englisch. Er sagte, er sei bereit, die Hälfte zu zahlen.

Der Händler verdrehte die Augen und redete von seiner kinderreichen Familie und den hohen Einkaufspreisen für das Silber.

Nach einigem Hin und Her trafen sie sich in der Mitte und schlossen einen Kompromiß, der sichtlich beide Teile zufriedenstellte.

Der Silberschmied strich die Ticals ein, und Björn legte der geliebten Frau die feingeschmiedete Kette um den Hals.

»Danke.« Carminia hauchte ihm auf offener Straße einen Kuß auf die Lippen.

»Und für das Geld, das wir gespart haben, kauf ich dir noch ein rotes Seidenkleid.«

Sie hakte sich bei Björn unter, und die beiden schlenderten durch die Straße wie Touristen, die sich Bangkok ansahen.

Sie unterschieden sich auch kaum von anderen Besuchern aus dem Westen, die feilschten und zusahen, wie die Handwerker ihre Arbeiten vor ihren Geschäften durchführten.

Das Paar war eins von hunderten, die um diese Stunde durch die Rajawong Road flanierten, sich die Auslagen betrachteten und fasziniert waren von der exotischen Vielfalt dieser Stadt.

Aber Björn und Carminia waren alles andere als Touristen.

Sie waren von Richard Patrick, dem Herausgeber der Zeitschrift »Amazing Tales« auf eine seltsame Sache aufmerksam gemacht worden, die ein Mitarbeiter Patricks in Bangkok entdeckt hatte.

›Amazing Tales‹ beschäftigte sich mit den Grenzwissenschaften und ging echten Spukfällen, okkulten und übersinnlichen Phänomenen nach.

Nachweislich äußerten sich oft in außergewöhnlichen Ereignissen die Kräfte einer dämonischen Macht.

Hellmark war der Todfeind der Dämonen, ein Mann, der die außergewöhnlichsten Abenteuer erlebt und Einblicke in Dinge und Welten genommen hatte, die einem Normalsterblichen üblicherweise verschlossen waren.

Er kannte die Strategien der Mächte der Finsternis und wußte, wer die Drahtzieherin war: Rha-Ta-N'my, die gefährliche, tödliche Dämonengöttin. Tausend Arme und Beine schien sie zu haben, wie ein überdimensionaler Krake. Überall im Universum und auf der Erde standen ihr Helfer zur Seite, die ihre Rückkehr auf die Erde ermöglichen und ihren Thron für die Ewigkeit errichten wollten.

Niedere und höhere Dämonen, irregeleitete und besessene Menschen standen ihr dabei ebenso zur Seite wie unschuldige Opfer, deren sie sich von Zeit zu Zeit bemächtigte. Einmal, um ihre Widersacher in Mutlosigkeit und Verwirrung zu stürzen, ein andermal, um ihre tödliche Macht jederzeit zu präsentieren.

Björn Hellmark und seine Freunde boten konsequenten Widerstand, und sie suchten den Weg ins Reich der Finsternis, ins Zentrum der Macht, um Rha-Ta-N'my endgültig und für immer zu besiegen. In vielen seltsamen Vorkommnissen auf der Welt zeigte sich das Wirken der Dämonengöttin, und diese Ereignisse waren wie Signale, durch die Björn und seine getreuen Freunde angelockt wurden. In jedem neuen Geschehnis, das hatten sie inzwischen durch harte Kämpfe und Auseinandersetzungen mit dem Bösen erkannt, erfuhren sie mehr über die Methodik und Strategie der finsteren Kraft, die sich die Erde und deren Bewohner Untertan machen wollte. So konnte jedes Ereignis, in dem sie die Dämonengöttin oder ihre irdischen und kosmischen Finsterlinge als Ursache erkannten, ein Schritt für sie in dieses dunkle Machtzentrum sein. Oder aber – auch ihr Tod… Das Letztere war stets wahrscheinlicher, weil Rha-Ta-N'my und die Dämonen ihre Vernichtung anstrebten. Jedes Abenteuer, in das sie gerieten, war eine tödliche Falle.

Sobald sie sich in der ›normalen‹ Welt bewegten, waren sie stets einzige gespannte Aufmerksamkeit. Überall konnte ein Feind auf der Lauer liegen.

Marlos, die unsichtbare Insel, die man Björn Hellmark einst zum Geschenk gemacht hatte, war dagegen das Paradies, eine friedliche, stille Welt, ein Bollwerk gegen das Böse und die Gewalt, die sich überall in der Welt und in dieser Zeit freie Bahn zu schaffen schienen.

Die Anwesenheit Björn Hellmarks und seiner geliebten Carminia Brado in Bangkok hatte mit einer Frau namens Mizu zu tun.

Sie war Chinesin und führte in dieser bunten Straße mit den abwechslungsreichen Geschäften ein kleines Spezialitäten-Restaurant.

Doch das war nicht der Grund, weshalb sie nach Bangkok gekommen waren.

Madame Mizu besaß offensichtlich eine Gabe, die ihr zu schaffen machte und über die sie nicht gern sprach.

Sie sah den Tod anderer Menschen voraus, und zwar auf eigenartige Weise.

Es ging das Gerücht um, daß sie auf der Stirn bestimmter Menschen den Schatten eines Skorpions sah.

Kurze Zeit später würden die Betroffenen sterben…

Durch einen Zufall – die Indiskretion einer engen Freundin, die wiederum Kontakt zu einem Korrespondenten Patricks unterhielt – war diese Sache bekannt geworden.

Aber Richard Patricks ›Amazing Tales ‹ war kein Blatt der Regenbogenpresse, kein marktschreierisches Boulevardblatt, das Mitarbeiter hatte, die sich einen Dreck darum kümmerten, was für ein Mensch das war, der dahintersteckte.

Patrick ging bei seinen Nachforschungen stets diskret vor.

Wie leicht konnte ein Unschuldiger in Gefahr geraten, die bei mehr Einfühlungsvermögen hätte vermieden werden können.

Mizu öffnete ihr Restaurant gegen achtzehn Uhr. Bis dahin hatten die beiden Bangkok-Besucher noch eine Stunde Zeit und schlenderten an interessanten Läden vorbei. Sie genossen die gewonnene Zeit. Zuviel war während der zurückliegenden Wochen passiert. Dinge, die nicht leicht zu vergessen waren. Zerstreuung auf diese Art und Weise aber half ihnen dabei.

Ihre Aufmerksamkeit wurde plötzlich in die andere Richtung gelenkt. Am entgegengesetzten Ende der Rajawong Road, unten am Wasser des Chap Phya Flusses, entstand Unruhe. Stimmen wurden laut, Menschen liefen zusammen, ein schrecklicher Schrei war zu hören.

Carminia und Björn wendeten ihre Blicke und starrten in die Richtung, aus der die Unruhe zu ihnen drang. Sie waren ungefähr, achthundert Meter von dem Menschenauflauf entfernt.

»Da ist etwas passiert«, sagte Carminia erschrocken.

Ihre Worte waren noch nicht verklungen, da hatte Hellmark sich schon entschlossen.

Nach seinem schweren Unfall war ihm durch den Zauberpriester Al Nafuur eine einzigartige Gabe eröffnet worden. Er war der Mann, der sich verdoppeln konnte, der jederzeit die Möglichkeit hatte, seinen Zweitkörper entstehen zu lassen. Und zwar an jedem beliebigen Punkt der Erde, des Universums, egal, ob die Stelle hundert Meter von ihm entfernt lag oder hundert Lichtjahre.

Achthundert Meter weiter, mitten in dem allgemeinen Gedränge, das sich am Rand der Straße vor dem Verkaufsstand eines Seidenhändlers abspielte, tauchte ein Mann mit blondem Haar, sonnengebräuntem Gesicht und weißem Sommeranzug auf.

Er kam einfach aus dem Nichts und stand wie aus dem Boden gewachsen mitten unter den Menschen.

In dem allgemeinen Gedränge und dem Durcheinander fiel nicht auf, daß ein Mann hinzustieß, dessen Annäherung niemand bemerkt

hatte.

Björns Doppelkörper war entstanden.

Er unterschied sich äußerlich in nichts von dem Originalkörper, der rund achthundert Meter weiter neben Carminia Brado stand und ganz andere Eindrücke aufnahm und anders agierte als sein Zweitkörper nahe am Fluß.

Der Zweitkörper war jedoch nicht aus Fleisch und Blut, sondern bestand aus einer ätherischen, feinstofflichen Substanz, was man ihm jedoch nicht ansah.

Macabros materialisierte fast in der vordersten Reihe der Neugierigen.

Macabros – so hatte sich im Lauf der Zeit die Bezeichnung für seinen Zweitkörper entwickelt, wenn er mit den Freunden und sie mit ihm darüber sprachen.

Der Name war deshalb zustande gekommen, weil Hellmark Besitzer der Dämonenmaske war. Mit Hilfe der Dämonenmaske konnte er unliebsame Eindringlinge aus dem Reich der Finsternis dorthin zurückschicken, woher sie kamen. Mit der Dämonenmaske sah er ›makaber‹ aus – für menschliche Begriffe, denn sie bewirkte auf seinem Gesicht den Ausdruck des Todes. Wenn er die Dämonenmaske trug und sich gleichzeitig mit seinem Zweitkörper versetzte, dann tauchte auch dieser mit dem Aussehen des Totenschädels auf. So war der Name zustande gekommen.

Auf dem Boden lag ein Mann, hatte Arme und Beine weit von sich gestreckt und rührte sich nicht mehr.

Mehrere Personen wichen ängstlich vor ihm zurück.

Eine Frau kippte ohnmächtig zur Seite und wurde von zwei jungen Männern geistesgegenwärtig aufgefangen.

Rufe nach einem Arzt und der Polizei wurden laut.

»Da kann weder ein Doktor noch die Polizei helfen«, hörte Macabros vor sich eine Stimme. »Das ist Hexerei… da macht kein Mensch was dran.«

Macabros schob sich in die vorderste Reihe und sah, worauf sich die Bemerkung bezog.

Hellmark, der achthundert Meter entfernt stand, zuckte im gleichen Augenblick unmerklich zusammen.

»Was ist?« fragte die Brasilianerin schnell, der die Reaktion nicht entgangen war.

Björn stand über ein unsichtbares Band ständig mit seinem Zweitkörper in Verbindung. Alles, was dieser mit seinen Sinnen aufnahm, wurde automatisch auch Bewußtseinsinhalt des kontrollierenden Hirns Hellmarks.

»Es ist etwas Furchtbares passiert«, antwortete Björn leise und faßte Carminia bei der Hand. »Der Mann… ist tot. Seine Stirn ist

aufgebrochen, und aus der Kopfhöhle kriecht in diesem Moment ein fetter Skorpion…«

*

Sie war länger geblieben, als sie ursprünglich vorhatte.

Desirée Mallon lief nachdenklich über die Straße, näherte sich einem Eingang zur Metro und fuhr drei Stationen weiter.

An einer Straßenecke stand das Bistro Jeanne.

Von frühmorgens bis spätabends war es geöffnet.

Hauptsächlich verkehrten Anwohner dort, tranken ihren Kaffee, aßen frischgebackenes Weißbrot und sprachen über Tagespolitik und Dinge, die sich in der Nachbarschaft ereigneten.

Jeanne war in ihrem Alter, sie war eine Freundin Desirées. Und wenn es im Bistro – besonders an den Wochenenden und in den Abendstunden mal hoch herging – dann durfte sie bei Jeanne auch stundenweise bedienen und sich ein paar Francs nebenher verdienen.

Zu Jeanne ging sie wie an den vergangenen Morgen auch. Dort traf sie alte Bekannte, konnte um diese Zeit auch mit Jeanne plaudern. Gerade nach den Vorfällen in den frühen Morgenstunden und dem inhaltsschweren Gespräch mit Madame Calet hatte sie ein besonderes Bedürfnis.

Unter geschäftig dahineilenden Menschen und im allgemeinen Straßenverkehr, zwischen brummenden und hupenden Autos kam ihr das, was sie erlebt hatte, alles unwirklich und traumhaft vor.

Sie wußte nicht, was sie von allem halten sollte.

Madame Calet hatte begütigend und beruhigend auf sie eingesprochen. Sicher sei an an allem, was sie glaubte, erlebt zu haben, nichts dran. Wahrscheinlich sei sie eingeschlafen und hätte sich dabei zu sehr unter die Bettdecke gewühlt, so daß der Alptraum ausgelöst worden sei. Solange sie, Madame Calet, in diesem Haus wohne, sei ihr noch hie etwas Merkwürdiges aus der Wohnung des Selbstmörders Fernand Metier bekannt geworden. Immerhin hätten vor Desirée Mallon dort jahrelang drei andere Mieter gewohnt, die sich nie über etwas beklagt hätten.

Die junge Französin hätte selbst gern an einen Traum geglaubt, aber alles stand so lebhaft und beängstigend vor ihr, daß ein Zweifel an der Wirklichkeit für sie kaum noch möglich war.

Sie hatte die Todesangst durchlebt.

Dann war auch die Botschaft, die Sie in ihrem Geist vernommen hatte. Jemand wollte etwas ganz Bestimmtes von ihr. Der zweite Teil der Nachricht stand noch aus. Da kam noch etwas nach.

Wann?

Heute nacht? Morgen früh?

Ihr graute schon jetzt vorm Nachhausegehen. Die kleine, gemütlich eingerichtete Dachwohnung, in der sie gern lebte, war ihr mit einem Mal verleidet.

Es war dort etwas geschehen, was sie verstandesmäßig nicht begriff. Sie war schon so weit, sich zu fragen, ob vielleicht mit ihrem Verstand etwas nicht stimmte.

Aber das konnte nicht sein. Sie fühlte sich gesund und voller Elan…, sie war so wie immer.

Das, was heute in der Wohnung geschehen war, mußte allerdings noch genauer untersucht werden. Auf keinen Fall würde sie das auf sich beruhen lassen.

Ihr kam der Gedanke, Monsieur Gerard von der Wochenzeitschrift ›Martina‹ anzurufen. Gerard pflegte dort eine Kolumne, in der er auf Spukfälle und außergewöhnliche Geschehnisse im Alltag einging. Desirée las die Zeitschrift gern und beschäftigte sich mit ihnen. Gab es das – Spuk? Bisher hatte sie solche Sachen mehr aus Neugier und als Nervenkitzel gelesen. Und im stillen hatte sie sich immer gewünscht, selbst mal mit einem übersinnlichen oder außergewöhnlichen Phänomen konfrontiert zu werden, mit einem Spuk, um so etwas glauben zu können.

Und nun war so etwas passiert – und trotzdem wollte sie nicht so recht daran glauben.

Sie war noch drei Schritte von dem Bistro an der Ecke entfernt.

Zwei ältere Männer saßen an den einfachen runden Tischen, tranken ihren Kaffee und blätterten in Zeitungen.

Durch die Scheibe, die die gegenüberliegende Straßen- und Häuserseite spiegelte, sah Desirée Mallon ihre Freundin hinter der Theke stehen und hantieren.

Als Desirée das Bistro betrat, blickte Jeanne auf.

Sie war superschlank, schwarzhaarig und trug eine jugendliche Pferdeschwanzfrisur.

»Hallo, Desirée!«

»Hallo, Jeanne!«

Desirée Mallon beugte sich über die niedrige Theke, umarmte die Freundin und tauschte einen Wangenkuß mit ihr.

»Du bist heute früher als sonst«, meinte Jeanne, während sie eine riesige Schale mit Kaffee füllte und die Besucherin sich unmittelbar an den Tisch neben der Theke setzte. »Hat das einen besonderen Grund?«

Sie stellte die Tasse ab und wollte noch ein Brot zubereiten, doch Desirée winkte dankend ab.

»Ich hab schon etwas gegessen.«

»Bei der Konkurrenz?«

Jeanne, eingepackt in knackige Blue Jeans und hautengen

Pullover, rückte einen Stuhl zurecht und schlug die langen Beine übereinander.

»Nein. Bei meiner Hauswirtin… Madame Calet… Mir ist heute morgen etwas Unheimliches passiert.«

Sie sprach mit ihrer besten Freundin darüber, die ihr ohne sie zu unterbrechen zuhörte.

»Das ist wirklich unheimlich«, sagte die Bistro-Inhaberin dann leise und schüttelte den Kopf. »Und du bist ganz sicher, daß du nicht geschlafen und geträumt hast?«

»Ganz sicher. In der Wohnung spukt es, und es würde mich nicht wundern, wenn da noch einiges nachkommt.«

Jeanne hob fröstelnd die Schultern. »Also wenn du mich fragst – ich würde mich da nicht mehr hintrauen. Wen ich mir das bildlich vorstelle, läuft es mir eiskalt den Rücken ’runter… Was willst du tun?«

»Keine Ahnung«, zuckte Desirée die Achseln und seufzte. Sie nippte an dem dampfenden Kaffee. »Vielleicht kann ich heute nacht mal bei dir schlafen. Vorausgesetzt, daß du allein bist, selbstverständlich… Es könnte ja sein, daß Louis heute seinen freien Tag hat und…«

»Es wird mit Louis überhaupt keinen freien Tag mehr geben, und der Kerl wird sich hüten, nochmal mein Schlafzimmer zu betreten«, fiel Jeanne ihr ins Wort.

»Heh! Seid ihr verkracht?«

»Ja. Und zwar gründlich und endgültig…«

»Na«, meldete Desirée ihre Zweifel an, »das kommt mir doch irgendwie bekannt vor. Ich glaube, das hast du schon mehr als einmal gesagt…«

»Diesmal ist es todernst.«

»Ich denke, du kannst ohne ihn nicht leben, du liebst ihn?«

»Liebe kann sich in Haß verwandeln, Desirée, wenn einer sie kaputt macht… Louis hat mich die ganze Zeit über betrogen. Er hatte außer mir noch eine Freundin in Lyon und eine in Cannes.«

»Woher weißt du das so genau?«

»Ich habe mich ernsthaft mit Heiratsplänen beschäftigt, das weißt du. Vor drei Wochen erhielt ich einen anonymen Brief.«

»Davon hast du mir bisher kein Wort gesagt.«

»Ich tue es jetzt, wie du bemerkst. Ich mußte die Sache allein austragen. Schließlich hätte an der ganzen Angelegenheit auch nichts Wahres dran sein können… dann wäre ich schön blamiert gewesen.

Louis hat einen idealen Beruf, das weißt du. Er ist oft wochenlang im Land unterwegs, mal ganz oben im Norden, ein andermal tief unten im Süden. Er fährt für eine Pariser Speditionsfirma. Louis war nie ein Kind von Traurigkeit, und wenn ich es mir genau überlege, dann müßte ich mir im stillen selbst gestehen, daß ich eigentlich verdammt wenig über ihn weiß. Mir gefiel sein Auftreten, seine

charmante, gewinnende Art… Ich hielt das die ganze Zeit über für echt – bis eben jener Tip kam. Ich halte nichts von anonymen Briefen und wollte die ganze Sache übergehen. Aber dann bin ich doch darauf eingegangen. Ich war dies Louis und mir gegenüber schuldig, sagte ich mir. Und ich war bereit, mit ihm über den Brief zu sprechen und mich für mein Mißtrauen ihm gegenüber zu entschuldigen, wenn sich herausstellen sollte, daß ich unrecht gehandelt hatte.

Aber genau das Gegenteil trat ein.

Ich beauftragte eine Detektei mit Louis' Überwachung.

Der langen Rede kurzer Sinn, Desirée: mir wurde bestätigt, daß Louis tatsächlich eine feste Freundin in Cannes hatte und mit einer Geschäftsfrau in Lyon verlobt war.«

»Das ist unglaublich!« entfuhr es Desirée Mallon.

»Ich habe gedacht, mir wird der Boden unter den Füßen weggezogen«, fuhr Jeanne fort. »Aber dann kam der Haß… Alles, was ich früher für Louis empfand, war mit einem Mal ausgelöscht. Ich gab ihm den Laufpaß und riet ihm, zwischen seiner festen Freundin in Cannes und seiner Verlobten in Lyon hin- und herzupendeln und sich nie wieder in meiner Nähe sehen zu lassen.«

»Und – wie hat er reagiert?«

»Erstaunlicherweise scheint ihn das getroffen zu haben. Er wollte mir alles erklären. Das Ganze hätte einen Sinn… frag' mich nicht, welchen. Ich hab' ihn jedenfalls nicht mehr wissen wollen. Ich will einen Mann für mich allein haben und nicht mit zwei anderen Frauen teilen… Ich hab' immer gedacht, so etwas gibt's nur in exotischen Ländern. Vielweiberei. Louis würde da gut hinpassen.«

Jeanne zündete sich eine Zigarette an, erhob sich kurz und bediente rasch und aufmerksam zwei neuangekommene Gäste. Dann kehrte sie wieder an Desirées Tisch zurück.

»Manchmal steht es nur bis hierher«, fuhr sie fort und führte ihren Zeigefinger über die Nasenspitze. »Ich möchte den ganzen Kram hinschmeißen und nochmal von vorn beginnen. Ich hab' auch schon etwas in Aussicht.«

»Du willst das Bistro abgeben?«

Jeanne nickte. »Oui… Erst mal leihweise, danach dann für immer. Oder glaubst du, ich wollte bis zu meinem Lebensende von früh bis spät… Non, so habe ich mir mein Leben eigentlich nicht vorgestellt. Ich will noch etwas anderes daraus machen. Vielleicht knüpfe ich da wieder an, wo ich einst aufhörte.«

»Tanz?« reagierte Desirée sofort.

Sie kannte die eigentliche Schwäche und den Traumberuf der Freundin, der fast auch ihr eigener gewesen war.

In einer Ballettschule nahe den Tuilerien, in der Seine-Metropole hatten sie sich vor über sechzehn Jahren kennengelernt. Sie stießen –

als sie acht Jahre alt waren – damit verhältnismäßig spät in dieses Milieu. Aber durch Fleiß, Zähigkeit und unerbittliches Training gelang es beiden, in die Meisterklasse aufzusteigen und bei regionalen Veranstaltungen mit der Ballettmeisterin und der Truppe erste Lorbeeren zu ernten.

Desirée und Jeanne träumten davon, in diesem Beruf zu arbeiten. Primaballerinen wollten sie allerdings nicht werden, soviel Ehrgeiz hatten sie nicht. Aber in einer kleinen überschaubaren und guten Truppe im Fernsehen oder im Theater aufzutreten, hätte ihnen gefallen.

Doch der Traum zerrann in der unerbittlichen Wirklichkeit schnell.

Die Nachfrage war groß, das Angebot aber klein.

Desirée und Jeanne waren nur zwei von vielen, die schließlich resignierten.

Sie suchten andere Betätigungen, um wenigstens etwas zu tun und finanziell hinzukommen.

»Oui, Tanz«, bestätigte Jeanne und warf den Kopf in den Nacken. »Ich will wieder Ballett machen, und es gibt auch schon ein Angebot.«

Desirée Mallon kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. »Und das sagst du mir erst jetzt?« fragte sie irritiert. »Die Idee kann dir doch nicht so plötzlich gekommen sein. Damit beschäftigst du dich doch sicher schon eine ganze Zeitlang?«

»Gedanken sind keine Taten. Spruchreif, Desirée, ist die Sache erst seit gestern nachmittag. Und den endgültigen Entschluß werde ich erst heute fassen. Du siehst, auch ich habe Neuigkeiten.«

»In gewissem Sinn angenehmere als meine…«

»Die Neuigkeiten betreffen nicht nur mich, sondern auch dich. Ich habe, als ich davon erfuhr, auch an dich gedacht.

Ich glaube, daß dich das Angebot auch interessieren könnte. Moment mal, ich zeige dir das.«

Mit diesen Worten erhob sie sich und ging durch eine schmale Tür in ein Hinterzimmer. Sie kam wieder hervor und legte der gespannt wartenden Freundin eine Zeitungsanzeige vor.

»Stand im ›Figaro‹, ist also ganz seriös.«

In der Anzeige wurden unabhängige Mädchen im Alter zwischen zwanzig und achtundzwanzig Jahren für eine neu aufzubauende Ballettgruppe im Ausland, Tanger, gesucht. Als Anfangsgehalt wurden bei Eignung viertausendfünfhundert Francs geboten. Leistungszuschläge seien leicht möglich. Es war eine Telefonnummer angegeben, um einen Vorstellungstermin zu vereinbaren.

»Ich habe vor drei Tagen mit dem zuständigen Herrn gesprochen«, informierte Jeanne die Freundin.

Desirée schüttelte den Kopf. »Und ich war in den letzten drei Tagen hintereinander da, und du hast dir nichts anmerken lassen!«

»Weil ich mich erst vergewissern wollte… Ich wollte keine falschen Hoffnungen bei dir wecken, um dich vor einer Enttäuschung zu bewahren«, lautete die plausible Erklärung. »Ich wollte prüfen, wie ernsthaft und seriös das Ganze ist. Gestern war ich dort und habe ein erstes Vorgespräch geführt.«

»Und? Wie ist dein Eindruck?«

»Bestens! Die Sache sieht sehr gut aus. Ich hab' gleichzeitig meine Fühler wegen dir ausgestreckt. Die Leute suchen gutaussehende Damen… wir liegen genau im Raster, meine Liebe, haben die gleiche Figur, die gleichen langen Beine…«

»Aber wir sind in der Zwischenzeit ganz schön aus der Übung.«

»Ein bißchen für die Kondition wirst du doch sicher getan haben, nicht wahr?«

»Ein bißchen. Aber ob das reicht?«

»Was fehlt, bringen ein paar Wochen hartes Training an der Stange… Ich habe mich entschlossen. Ich werde heute abend im Trikot im ›President‹ antanzen. Und wenn du Lust und Laune hast, kannst du mich begleiten. Wenn ich eine Zusage kriege, bin ich innerhalb von vierundzwanzig Stunden weg aus Paris und streiche als Vorauszahlung schon die Hälfte der Gage ein.«

»So großzügig sind die?«

»Es ist ein neues Unternehmen. Die Truppe ist mobil, reist zu verschiedenen Veranstaltungen quer durch Tanger. Touristenlokale und exklusive Bars in Tanger, später dann in Süd- und Mittelamerika. Nach der Tournee in Afrika werden pro Nase an jedes Girl fünfhundert mehr hingeblättert. Die Unterkunft und Verpflegung während der ganzen Reise ist frei.«

»Hört sich phantastisch an.«

»Es ist phantastisch! Und wenn ich merke, daß die Sache rollt, häng' ich den Laden hier an den Nagel.«

Desirée Mallon dachte nur eine Minute nach. »Wann bist du heute abend ins ›President‹ bestellt?«

»Punkt sieben. Dann kommt meine Vertreterin, die das Bistro auch für die kommenden Monate übernehmen will.«

»Jeanne – wenn du nichts dagegen hast, würde ich gern mitkommen.«

»Voilà… damit hab' ich fest gerechnet. Ich wußte, daß du Feuer fangen würdest. Deshalb wollte ich so früh noch nichts sagen. Wenn jetzt noch etwas schief geht, habe ich mal wieder Hoffnungen geweckt.«

»Unsinn! Wenn's schief geht, hatten wir Pech. Dann hast du mir nie etwas davon erzählt. Wann bekommst du einen verbindlichen Termin?«

»Heute morgen noch. Spätestens bis elf wollte man mir Bescheid

geben. Der Andrang ist groß, hat man mich wissen lassen. Erst recht bei diesen Konditionen. Aber sie suchen bestimmte Mädchen. Und ich habe den Eindruck gewonnen, daß…«

Sie wurde unterbrochen, als das Telefon’ anschlug.

Jeanne sprang beim ersten Klingelzeichen sofort auf. »Vielleicht sind sie das.«

Sie eilte hinter die Theke. Neben der Brotschneidemaschine und einer Flasche Rotwein stand ein altmodisches Telefon.

Jeanne hob ab und meldete sich.

»Hotel ›President‹. Moment bitte, ich verbinde.«

»Merci.« Die Bistro-Inhaberin drehte sich um, nickte Desirée Mallon lachend zu und gab ihr mit einer Geste zu verstehen, daß es die Verbindung war, auf die sie gewartet hatte.

Desirée eilte an die Seite der Freundin.

»Hotel President«, wisperte Jeanne und hielt die Hand über die Sprechmuschel. »Sie sind an der Strippe… Ha, hier spricht Jeanne Benoir, Monsieur.«

Desirée Mallon preßte ihr Ohr an die Außenseite des Hörers, als die Freundin sie dazu ermunterte.

»Am Apparat Vesner, Mademoiselle. Ich hatte Ihnen versprochen, heute morgen anzurufen, um Ihnen eine verbindliche Mitteilung zu machen.«

»Oui, Monsieur.«

Zwischen Desirée Mallons Augen entstand eine steile Falte, und ihr Gesicht versteinerte.

»Sie können kommen und vortanzen. Wir erwarten Sie heute um neunzehn Uhr im Hotel. Vergessen Sie bitte ihr Trikot nicht.«

Desirée Mallon schluckte und merkte, wie sie anfing zu zittern. Ihre Handflächen wurden feucht.

»Ich werde daran denken, Monsieur.«

»Und noch etwas, Mademoiselle…«

»Ja?«

»Wir sind ziemlich komplett und möchten nicht mehr viel Zeit mit der Zusammenstellung der Truppe verlieren. Sie sagten uns, daß Sie unabhängig und schnell abkömmlich sind. Auch darauf legen wir großen Wert. Die Truppe soll schnell einsetzbar sein. Wartezeit kostet Geld – bei den heutigen Zinsen kann sich das kein Unternehmen erlauben, wie Sie wissen.« Er lachte leise. »Und auch wir sind schließlich nur ein Unternehmen. Wir wollen schon morgen mit den ausgesuchten Mädchen nach Tanger fliegen. Die Maschine ist bereits gechartert. Ihr Vortanzen im Trikot, Mademoiselle, ist praktisch nur noch eine Formsache. Wir haben Sie anhand Ihres Typs schon in die engere Wahl gezogen. Könnten Sie sehr schnell weg?«

»Bis morgen ist es knapp, aber für mich auf alle Fälle zu schaffen.«

»Wunderbar!«

»Noch etwas, Monsieur… Sie erinnern sich sicher. Ich hatte von einer Kollegin und Freundin gesprochen, die – wie ich – gern wieder in diesen Beruf zurückwollte. Kann ich sie noch mitbringen?«

»Ja. Das geht noch. Wenn Sie unseren Vorstellungen entspricht, läßt sich wahrscheinlich noch etwas machen.«

Desirée Mallon fühlte ihr Herz bis zum Hals schlagen.

Das hing nicht damit zusammen, daß sie sich Hoffnungen auf eine Anstellung machte.

Die Stimme, hämmerte es hinter ihren Schläfen, und Erregung packte sie.

Diese Stimme – kannte sie!

Es war die gleiche, die heute morgen in ihrem Kopf aufgeklungen war und sie bedrohte…

*

Jeanne Benoir legte mit einem Freudenschrei auf, umarmte die Freundin und drehte sich mit ihr hinter der Theke um die eigene Achse. Dabei war es ihr gleich, was die Gäste im Bistro dachten.

»Fabelhaft! Ich habe gewußt, daß es klappt. Heh, Desirée?! Was ist denn los mit dir? Freust du dich denn gar nicht?« fragte sie mit nachlassender Begeisterung.

Desirée Mallon fuhr sich durch das Haar und versuchte krampfhaft zu lächeln. »Doch, sehr.«

»Na, das muß aber dann eine ganz eigenartige Freude sein. So wie du aussiehst…«

»Ich war mit meinen Gedanken einen Moment woanders.«

»Ich kann es mir schon denken. Komm, vergiß es! Heute abend bist du dabei, einverstanden?«

Die Gefragte nickte zaghaft. »Ja, einverstanden.«

»Und du wirst sehen, daß Sie auch ›Ja‹ zu dir sagen werden. Dann sind wir erst mal eine Zeitlang von Paris weg, Geld haben wir auch genug, und wenn uns das Ganze wider Erwarten nicht behagen sollte, kaufen wir uns ein Ticket und fliegen mit der nächsten Maschine nach Paris zurück. Dann bist du zwar weiterhin arbeitslos, und ich steh' wieder hinter und vor der Theke, wie es gerade gebraucht wird… Aber wir haben's wenigstens riskiert. Wer nichts wagt, kann auch nichts gewinnen, nicht wahr?«

»Da hast du recht.« Desirée Mallons Stimme klang noch immer ein wenig bedrückt. Aber sie lachte schon wieder und versuchte die Beklommenheit abzuschütteln.

Was sie gehört zu haben glaubte, konnte einfach nicht sein. Sie hatte sich das sicher nur eingebildet.

Deshalb sprach sie mit keinem Wort von dem, was in ihr vorgegangen war, um sich nicht zu blamieren.

*

Zwei, drei Personen, die der Gestalt auf dem Boden zu nahe waren, prallten mit einem Aufschrei zurück.

Hellmark reagierte mit seinem Zweitkörper nicht so.

Er bückte sich in dem Moment, als das große,' mehrfach gegliederte Tier mit dem tödlichen Stachel den Kopf vollends verlassen konnte und sich aufrichtete, als wolle es zum Sprung ansetzen und sich auf einen der Neugierigen stürzen.

Da schnellte Macabros' Rechte nach vorn.

Durch die Menschen, die ihn umringten, ging es wie eine Windbewegung durch ein Ährenfeld.

Die Hand des großen blonden Mannes packte den Skorpion etwa in der Mitte des gegliederten, länglichen Leibes.

Das Tier reagierte sofort.

Der Schwanz mit dem tödlichen Giftstachel ruckte herum, krümmte sich und bohrte sich in die Hand des Mannes, der den Skorpion hielt.

*

Die Menschen – Einheimische und Touristen – wurden Zeuge des Vorgangs.

»Das kann Sie das Leben kosten!« rief ein Amerikaner im Buschhemd und einer teuren Kamera um den Hals.

Die Menschen, die die Aktion mitbekamen, starrten den Fremden entgeistert an.

Die Neugierigen spritzten auseinander, weil jeder damit rechnete, daß der Fremde in Schmerz und Panik das giftige Tier von sich und in die Menge schleudern würde.

Keiner wollte den Skorpion im Nacken oder im Gesicht sitzen haben.

Doch der Mann, von dem niemand wußte, daß er nicht aus Fleisch und Blut bestand, reagierte nicht wie erwartet.

Macabros kam es darauf an, herauszufinden, ob alle – einschließlich ihm – nur einer Halluzination oder optischen Täuschung zum Opfer fielen, oder ob es den unheimlichen Skorpion aus dem Kopf des Opfers wirklich gab.

Es gab ihn!

Er fühlte den Körper, der sich seinem Zugriff entwinden wollte. Das Geschöpf war dreidimensional, kein Schemen, keine Einbildung.

Es war so echt wie der grauenvoll entstellte Tote auf dem Boden und die Menschen, die vor ihm und dem Fremden zurückwichen, der den Skorpion noch immer hielt und einen zweiten und dritten Stich abbekam.

Aber das schien ihm ebenso wenig auszumachen wie der erste Stich.

Der Mann fuhr nicht zusammen, zeigte keine Anzeichen von Angst und schien von der Giftwirkung nichts zu spüren.

Offenbar hielt man ihn für verrückt, denn ein Mann faßte Mut und sprang ihn von der Seite her an.

Sein Arm schoß nach vorn und krachte gegen Macabros’ Ellbogen. Der Mann – ein Europäer, groß, dunkelhaarig, hager – bewirkte damit, daß der Skorpion aus Macabros’ Hand flog und auf den Boden klatschte.

Er landete einen halben Schritt von einem anderen Passanten entfernt, der geistesgegenwärtig die Situation begriff. Er sprang nach vorn.

»Nein, nicht!« rief Macabros noch, aber da war es schon zu spät.

Der Mann gegenüber war dem Skorpion näher und sprang mit beiden Füßen auf ihn.

Unter den Absätzen seiner Schuhe knackte der Chitinpanzer. Der lange Hinterleib des Tieres mit dem tödlichen Stachel peitschte nochmal herum, aber schaffte es nicht mehr, den Stachel durch das Schuhwerk seines Mörders zu treiben.

Der Hagere, der Macabros den Skorpion aus der Hand geschlagen hatte, packte den blonden Mann am Arm.

»Mut ist eine großartige Tugend«, sagte der Dunkelhaarige. »Aber was Sie getan haben, ist entweder Tollkühnheit, Wahnwitz oder schlichter Leichtsinn… Sie müssen sofort in ein Krankenhaus und mit stark antibiotischen Mitteln behandelt werden. Ich bin Tropenarzt und zufällig Zeuge geworden, was Ihnen passiert ist. Kommen Sie schnell! Mein Wagen steht nur ein paar Meter von hier entfernt in einer Seitenstraße. Ich bringe Sie in ein Hospital.«

»Vielen Dank für Ihr freundliches Angebot, Doktor. Aber das ist nicht nötig.«

»Nicht… nötig?« Der Hagere schnappte nach Luft. »Offenbar sind Sie sich nicht darüber im klaren, was mit Ihnen geschehen ist. Skorpione dieser Größe haben in ihrer Giftdrüse genug Gift, um einen Gaul zur Strecke zu bringen. Das Tier ist über fünfzehn Zentimeter groß.«

Macabros nickte und starrte auf die zermanschten Überreste am Boden. »Ich hätte gern Näheres über es gewußt… Es untersuchen lassen…« Er ging in die Hocke. Der Mann, der geglaubt hatte, ihm mit seinem Vorstoß einen Gefallen zu tun, verdrehte die Augen.

»Kommen Sie, schnell, verlieren Sie keine Zeit! Es kann jetzt schon zu spät sein…«

»Sie brauchen sich keine Sorgen um mich zu machen«, lächelte Macabros. »Das Skorpion-Gift wird mir nichts tun… Ich bin dagegen immun.«

»Das gibt es nicht! Man muß Sie zu Ihrem Glück zwingen.«

Der Mann mußte verrückt sein! Macabros konnte sich genau vorstellen, was hinter der Stirn des Tropenarztes vorging.

Wenn er in den Augen des Doktors nicht verrückt war, dann schien er sich mit Selbstmordgedanken zu tragen und hatte auf diese Weise unerwartet einen schnellen Weg gefunden.

»Egal, was Sie über mich denken, Doktor – es stimmt alles nicht«, fuhr Macabros fort. »Mir wird nichts geschehen. Sie können sich selbst davon überzeugen. Ich bin heute abend in ›Mizus Spezial-Restaurant‹. Da können Sie mich treffen.«

Der Tropenarzt schüttelte über soviel Sturheit, wie er es sah, den Kopf. »Ich werde Sie auf dem Friedhof besuchen«, stieß er hervor.

Er ahnte nicht, daß der Mann, der dreimal vom Giftstachel eines großen Skorpions getroffen worden war, kein Mensch aus Fleisch und Blut war.

Macabros starb nicht durch Gift, war durch Säure nicht zu ätzen, durch Feuer nicht zu verbrennen, durch keine Kugel und keinen Dolch niederzustrecken. Der feinstoffliche, ätherische Leib war unverletzbar, unauslöschbar… Ein geistiges Gebilde zur Materie geworden, die Kopie eines Menschen, der einige hundert Meter weiter oben über den Verlauf der Dinge unterrichtet war, ohne sich in der Nähe der Ereignisse aufzuhalten. Was sein Zweitkörper registrierte und erlebte, wurde auch Bewußtseinsinhalt des Originals.

Sirenengeheul war zu hören.

Die Menschentraube löste sich nur träge auf, und Polizei- und Rettungsfahrzeuge hatten Mühe bis zum Ort des Unfalls vorzudringen. Ein Seidenhändler war inzwischen glücklicherweise auf die Idee gekommen, die unansehnliche Leiche mit einem Tuch abzudecken, so daß sie den Blicken nicht preisgegeben wurde.

Der mit dem Rettungswagen herbeigeschaffte Arzt konnte für das Opfer des Skorpions nichts mehr tun.

Der Polizei blieb die Aufgabe, Augenzeugen zu befragen, um über den Hergang des Vorfalls einiges zu erfahren.

Genaues wußte jedoch niemand zu berichten.

Der Mann – seine Papiere wiesen ihn als Bewohner Bangkoks aus – sei wie alle anderen Passanten auch durch die Straße geschlendert, als er plötzlich ohne erkennbaren Grund zusammengebrochen sei.

Der eine oder andere glaubte an einen Schwäche- oder Herzanfall. Erst dann erkannte man die Schwellung mitten auf der Stirn. Die

Beule wuchs in wenigen Sekunden, platzte dann auf – und mit dem Blut und Gewebewasser wäre der große Skorpion aus dem Loch hervorgekrochen und dann von dem Fremden mit den blonden Haaren mutig gepackt und festgehalten worden. Dabei wäre der Mann mindestens zweimal von dem wild mit dem Schwanz um sich schlagenden Tier getroffen worden…

Die Polizisten wollten den Blonden vernehmen.

»Heh?« wunderte sich der Passant. »Wo ist er denn? Er hat eben im Moment noch neben mir gestanden…«

Der Sprecher sah sich in der Runde um.

Der Mann, von dem er sprach, war weit und breit nicht zu sehen und wie vom Erdboden verschluckt.

*

Doch Björn Hellmark hatte seinen Doppelkörper noch nicht aufgelöst.

Er hatte ihn lediglich versetzt und am Ende der Straße neu materialisieren lassen.

Macabros war eine kleine Frau aufgefallen, die sich die ganze Zeit über in der Nähe der Leiche aufhielt und in dem Moment, als die Polizei anrückte, davonging.

Die Frau war höchstens einssechzig groß, wirkte zierlich und unscheinbar, hatte eine dunkelblaue Kutte um und trug einen Bastkorb bei sich, in dem sich Obst und Gemüse befand, das sie in der Rajawong Road gekauft hatte.

Sie lief flink wie ein Wiesel und sah sich kein einziges Mal um. Sie schien mit einem Mal das Interesse an den Ereignissen verloren zu haben.

Macabros sah, wie sie am Fluß in ein Boot stieg und davonpaddelte.

Auf dem Chao Phya Fluß herrschte reger Verkehr, der sich nur in der Art vom Treiben und der Fülle in den belebten Straßen unterschied.

Im Kielwasser von Motorbarkassen, Dampfern und Lastkähnen schaukelten kleine Dschunken und zahllose Paddelboote, die von Erwachsenen wie von Kindern gesteuert wurden.

Zahlreiche Klongs, wie die Kanäle der Stadt genannt wurden, mündeten in den Chao Phya. Links und rechts an den Ufern standen kleine strohgedeckte Häuser, an denen die Paddelboote vorüberkamen. Um tagsüber die grelle Sonne abzuhalten und Schatten auf der winzigen, schwimmenden Behausung oder dem schwimmenden Laden zu halten, waren die meisten Boote mit bunten Sonnenschirmen aus reiner Seide ausgestattet. Blau, rot und gelb

waren die vorherrschenden Farben.

Die kleine Frau fuhr ein Paddelboot mit einem blauen Regenschirm.

Gewandt benutzte sie das Paddel, schnell und kraftvoll, was man ihrer ausgemergelten Figur kaum anmerkte.

Macabros konnte es sich selbst nicht erklären, was ihn veranlaßte, dieser Frau nachzugehen und nachzusehen. Es war ihr unlogisches Verhalten.

Sie war offensichtlich mit dem Boot gekommen, hatte den Korb mit dem Gemüse und den tropischen Früchten von dort mitgebracht und schleppte ihn nun wieder zurück.

Offensichtlich hatte sie Obst und Gemüse woanders hinbringen wollen, aber der grausame Tod des Thailänders hatte ihre Pläne umgeworfen.

War die kleine Frau verwandt mit dem Toten? War er ihr Mann? Oder ein Freund, ein Bekannter?

Fürchtete sie die Konfrontation mit der Polizei?

Unbequeme Fragen… Wenn das letztere zutraf, mußte sie direkt mit dem Tod des Thailänders zu tun haben.

Der Korb mit Obst und Gemüse – nur eine Tarnung?

War damit vielleicht der Skorpion an den Einsatzort gebracht worden? Und nun – nach vollendeter Tat – brachte die Frau ihre Hilfsmittel wieder zurück?

Macabros war entschlossen, am Ball zu bleiben, um die seltsamen Widersprüche, die ihm auffielen, zu klären.

Instinktiv fühlte er, daß da einiges nicht in Ordnung war. Hellmark hatte es gelernt, seinen Intuitionen nachzugehen. Ob mit Macabros oder ohne…

Mit seinem Zweitkörper, der mehr als eine Meile entfernt von ihm agierte, nahm er wahr, wie die kleine dürre Frau im blauen Kittel mit ihrem Paddelboot hinter einer Abzweigung verschwand, um in einen der schmalen Seitenkanäle vorzustoßen.

Tiefherabhängende Palmblätter und niedriges Dickicht am nahen Uferrand nahm sie auf.

Hellmark reagierte augenblicklich, versetzte seinen Zweitkörper jenseits des Ufers auf die andere Seite des Flusses und beobachtete durch das Dickicht das vorbeigleitende Boot, das im schattigen Bereich der überhängenden Zweige und Äste weiterfuhr.

Nur eine Steinwurfweite entfernt entdeckte er ein flaches, kleines Paddelboot, in dem eine abgewetzte Schultasche und ein paar Kleidungsstücke lagen. Von dem Besitzer des Bootes war weit und breit nichts zu sehen.

Hellmark machte für Macabros das Bestmöglichste aus der Situation.

Macabros löste sich auf und erstand in nächsten Moment neu in dem flachen kleinen Boot, das vertäut am Uferrand unter überhängenden Zweigen dümpelte.

Die Schaukelbewegung des Bootes nahm kaum zu, als der große blonde Mann darin materialisierte.

Er griff die Paddel, löste das Tau und fuhr los.

Zwischen den vielen Booten auf den Klongs schenkte man ihm nicht mehr oder weniger Beachtung als den anderen auch.

Nach wenigen hundert Metern schon steuerte die kleine Frau ihr Wasserfahrzeug nach rechts.

Dort stand eine armselige Holzhütte, deren Dach zu einem Drittel wie ein Überbau über das schmutzigbraune Wasser ragte.

Die Frau verschwand mit ihrem kleinen Boot im Schatten unter dem Dach.

Macabros folgte ihr gleich darauf. Das Dach hing so tief, daß er unwillkürlich den Kopf einzog, weil er anzustoßen glaubte.

Die anderen Boote blieben zurück.

Der Wasserweg war schmal und düster, und im ersten Moment sah es so aus, als würde ein künstlich geschaffener Seitenkanal direkt in die gute Stube des Hauses führen.

Der hölzerne Boden des Hauses spannte sich wie eine Brücke über das Wasser. Fliegen und andere Insekten umsummten die Bootsfahrer, eine große Libelle umschwirrte einen nassen, moosbewachsenen Baumstamm, der modrig und faulend aus dem Wasser ragte.

Der Boden des Hauses, der genau über dem schmalen Kanal lag, schluckte die Sonne.

Dies hier schien so etwas wie eine private Zufahrt zu sein, weil außer der dünnen Frau und ihm niemand sonst auf dieser Wasserstraße fuhr.

Macabros bewegte das Paddel so leise wie möglich und richtete seinen Rhythmus nach dem der Frau im Boot vor sich aus, um durch ein andersartiges Geräusch nicht auf sich aufmerksam zu machen.

Das leise Plätschern, das entstand, wenn das Paddel ins Wasser getaucht wurde, war das Signal, nach dem er sich richtete.

Plötzlich – Stille…

Macabros hielt sofort in der Bewegung inne.

Sein Paddel schwebte über der Wasseroberfläche, und lautlos glitt das Boot weiter in das Halbdunkel vor.

Macabros nahm die Umrisse des anderen Wasserfahrzeuges und die schemenhafte Gestalt der Frau wahr und registrierte gleichzeitig eine Bewegung aus dem rechten Augenwinkel.

Macabros’ Kopf flog herum, gleichzeitig duckte er sich unwillkürlich.

Für den Bruchteil einer Sekunde sah er etwas Längliches zwischen

den dichten Blättern verschwinden.

Etwas zischte über ihn hinweg, verfehlte ihn aber wegen seiner Eigenbewegung um Haaresbreite.

Den Luftzug spürte er noch.

Dann sah er, wie die Gestalt der kleinen Frau im Boot vor ihm nach vorn kippte, wie das flache Wasserfahrzeug durch die Bewegung und Gewichtsverlagerung kenterte.

Da gab es für Macabros keinen Grund mehr zur Zurückhaltung.

Mit einer scharfen, ruckartigen Bewegung tauchte er das Paddel ein und versetzte dem Boot, in dem er saß, einen Stoß nach vorn.

Noch ehe er im einzelnen wußte, was sich ereignet hatte, stieg schon ein bestimmter Verdacht in ihm auf.

Auf ihn war aus einem Blasrohr ein Pfeil abgeschossen worden, der die kleine Frau an seiner Stelle getroffen hatte.

Er war neben dem gekenterten Boot, aus dem die Fahrerin herausrutschte.

Arme, Kopf und Schultern waren schon im Wasser verschwunden, der Korb mit dem Gemüse und den Früchten klatschte in den Kanal und ließ das Wasser aufspritzen.

Macabros war da, packte zu und zog die reglose, schlaffe Gestalt in sein Boot.

Die Augen der kleinen Frau waren weit aufgerissen, ihr Gesicht verfärbte sich.

Sie bekam keine Luft mehr!

Der Puls schlug noch, aber so schwach, daß Macabros ihn kaum fühlte. In dem Moment, als er ihn ertastete erlosch er sogar.

Die Frau war tot!

Wie eine Puppe lag sie in seinen Armen.

Links in ihrem Hals steckte ein etwa zehn Zentimeter langer, streichholzdünner Dorn.

Der Pfeil, offensichtlich vergiftet…

Macabros zog ihn heraus. Er war etwa fünf Zentimeter tief in den Hals der Thailänderin eingedrungen. Die Spitze war seltsam gestaltet. Wie das Ende der Schwanzspitze eines Skorpions…

*

Während Macabros den Pfeil betrachtete, der dem Leben der Frau ein so jähes Ende bereitet hatte, surrte das zweite Geschoß heran.

Diesmal verfehlte es ihn nicht.

Macabros war das Ziel.

Der lange Dorn drang ihm mitten in den Nacken.

Wäre Björn Hellmark im Boot gewesen, hätte das Gift an der Spitze auch ihn sicher in kürzester Zeit gefällt.

Seinem Doppelkörper aus feinstofflicher Substanz jedoch machte das nichts aus.

Macabros ließ die Tote in ihr Boot zurückgleiten, das er ebenfalls wieder aufgerichtet hatte.

Er zog den Pfeil aus dem Nacken, und Björn Hellmark, der inzwischen rund zwei Meilen vom Ort des Geschehens durch die geistige Verbindung zu seinem Zweitkörper über alles informiert war, unterdrückte in Carminias Nähe einen Fluch. Gleichzeitig versetzte er die ätherische Kopie seines Körpers in die Büsche am Uferrand, wo der heimtückische Mordschütze lauern mußte.

Er schlug sich durch das Dickicht und suchte gründlich die Umgebung ab. Aber seine Suche nach dem Mordschützen blieb erfolglos.

Björn Hellmark tat sogar noch etwas mehr.

Er drehte sich kurz ab und zog die Dämonenmaske über.

In seiner Hand noch wirkte sie wie ein unscheinbares Stück Stoff, am ehesten vergleichbar mit einem abgeschnittenen Damenstrumpf.

Auf seinem Kopf aber gewann sie ein makabres, unheimliches Aussehen.

Auf Björn Hellmarks Schultern erschien ein Totenkopf, dessen tiefliegende Augenhöhlen unheilvoll und gespenstisch glühten.

Zwei Meilen weiter – nahm sein Doppelkörper das gleiche Aussehen an.

Hellmark wollte Gewißheit haben.

War es ein menschlicher Feind, der ihn aus dem Weg räumen wollte – oder ein dämonisches Wesen, das sich unerkannt unter den Menschen bewegte und das auch mit dem Tod des Thailänders in der Rajawong Road etwas zu tun hatte.

Die Dämonenmaske bewirkte auf menschlichen Augen einen Schrecken. Auf dämonischen – den Tod.

Aber in Macabros' Nähe geschah nichts.

Weder schrie ein Mensch erschreckt auf, noch löste ein Dämon sich in einer schwefelgelben Wolke auf.

Es blieb alles still.

Der geheimnisvolle Schütze schien sich in Luft aufgelöst zu haben.

Mensch oder Dämon?

Beides war möglich.

Ein Mensch konnte ein geheimnisvolles Versteck aufgesucht haben, das er im Halbdunkel und im Dickicht nicht fand. Ein Dämon konnte ins Unsichtbare verschwunden sein, ehe die Dämonenmaske zum Einsatz gekommen war.

Björn Hellmark stand im Schatten neben einem Verkaufsstand und hatte den Kopf von der Straße weggedreht, damit ihn niemand sah.

Aber es kam doch zu einem Zwischenfall.

Der primitive Verkaufsstand war an der Seite mit einer Plane verdeckt. Und die beiden Hälften wurden in dem Moment, als Hellmark intensiv die Aktivitäten seines Doppelkörpers verfolgte, auseinandergedrückt.

Ein Knirps von etwa zehn Jahren streckte seinen Wuschelkopf vor – und sah den Mann mit der Dämonenmaske.

Im ersten Moment erfolgte Erschrecken, dann ein breites Grinsen.

Sowohl die eine wie die andere Reaktion entging dem Herrn von Marlos nicht.

Da er erkannte, daß die Aktionen seines Zweitkörpers unten am Fluß auch mit der Dämonenmaske nicht weiterführten, entschloß er sich, dem Theater hier ein Ende zu bereiten.

Der Junge mit dem Wuschelkopf jubelte, gab einen Schrei von sich und winkte nach hinten in den Stand, offenbar, um noch jemand auf den Mann mit der Maske aufmerksam zu machen.

Björn drehte sich ihm bewußt voll zu, um den kleinen Burschen und das Mädchen, das auf sein Geschrei hin angerannt kam, erkennen zu lassen, wie die Sache funktionierte und daß niemand Angst zu haben brauchte.

Mit der beschwörenden Geste eines Zauberers, der auf offener Bühne dem staunenden Publikum seine Tricks vorführte, näherte er seine beiden Hände dem kahlen, bleichen Kopf und ging in die Hocke, als die beiden Kinder auf ihn zustürmten.

Der Junge rief etwas.

Carminia, die einige Worte Thailändisch verstand, übersetzte.

»Er will deine Maske anfassen«, teilte sie ihm mit.

»Na, dann kommt. Ich werde euch ein tolles Kunststück vorführen… Sag' ihnen das, Schoko.«

Aber dazu war Carminia nicht in der Lage, dazu reichten ihre Sprachkenntnisse nicht aus. Doch die Zeichensprache, der Hellmark sich bediente, war leicht verständlich. Und Kinder kamen mit ihr in der Regel noch besser zurecht als Erwachsene.

Sie hatten erkannt, daß es sich nur um eine Maske handeln konnte, aber sie waren verblüfft von dem, was Björn Hellmark damit anstellte.

Er zog die Dämonenmaske mit beiden Fingern in die Höhe, machte eine schnelle, kreisende Bewegung und hielt den verdutzten Kindern jenes braune, stumpfe Stück Stoff hin, das keinerlei Ähnlichkeit mehr mit der Maske hatte.

Die beiden Halbwüchsigen lachten, klatschten in die Hände, wollten den Stoff sehen und drehten ihn zwischen den Fingern.

Der Junge sagte etwas.

»Er meint, du könntest hexen«, glaubte Carminia Brado den Worten entnehmen zu können.

»Nicht hexen…, das ist der falsche Begriff. Ich kann ein paar

Tricks, das ist alles… So sollen sie es auffassen, damit sie sich vor der Maske nicht zu fürchten brauchen.«

Die beiden wollten, daß er es ihnen nochmal zeigte.

Da tat Hellmark ihnen den Gefallen.

In dem Moment, als er sich die Maske, die aus der Haut eines abtrünnigen, zu den Menschen übergelaufenen Dämons gefertigt war, über's Gesicht zog, veränderte sich schlagartig wieder ihr Aussehen.

Da alles, was er tat, im gleichen Augenblick von seinem Zweitkörper registriert wurde, verdoppelte sich auch die Maske wieder. Das war eine einmalige Besonderheit, für die noch niemand eine Erklärung gefunden hatte. Nicht mal Al Nafuur, der Zauberpriester der versunkenen Insel Xantilon, dessen Stimme Hellmark manchmal aus dem Zwischenreich vernehmen konnte, hatte es ihm jemals erklärt. Entweder er wußte es selbst nicht oder er hielt es für so belanglos, daß er sich darüber nicht äußerte.

Die beiden Halbwüchsigen tanzten vor Freude herum und schrien immer: »Noch einmal!« konnten sich nicht sattsehen daran, daß aus dem unscheinbaren Stück Stoff in der Hand des großen blonden Mannes immer wieder diese furchteinflößende Maske wurde.

Macabros der den dauernden Wechsel mitmachen mußte, beschwerte sich aus der Ferne.

»Ich würde sagen, jetzt reicht's«, schlug er Hellmark vor. »Wenn du so weitermachst, nehmen sämtliche Dämonen, falls sich welche in der Nähe aufhalten, die Maske nicht mehr ernst und halten sie in Zukunft für ein Spiele zeug…«

Daß es nicht so war, zeigte sich wenige Sekunden später.

Er hörte hinter der anderen Verkaufsbude, der er bei seiner ›Vorführung‹ kurz den Blick zuwandte, ein dumpfes, klagendes Stöhnen und fuhr zusammen.

Da stieg im Schatten hinter der Bude eine schwefelgelbe Wolke auf.

Ein Dämon verging!

Der Nebelstreifen waberte in die Höhe, zog ein verwehendes Klagen mit sich. Beides erlosch nach wenigen Sekunden, ohne daß Außenstehende in der Kürze der Zeit in diesem abgelegenen Winkel zwischen zwei Verkaufsständen auf die näheren Umstände aufmerksam geworden wären.

Das war der Beweis!

Sie wurden beobachtet.

Boten aus dem Reich der Finsternis, Schergen Rha-Ta-N'mys befanden sich in der Nähe.

Plötzlich paßte alles wieder zusammen, und Björn Hellmark und Carminia Brado wußten, daß sie alles, was bisher geschehen war, in einem größeren Zusammenhang sehen mußten.

Der grauenvolle und in höchstem Maß unnatürliche Tod des Thailänders, aus dessen Kopf ein Skorpion gekrochen war… Der Angriff auf die kleine dürre Frau mit einem vergifteten Pfeil, dessen Spitze dem Schwanzende eines Skorpions nachgebildet war… die Fähigkeit jener Chinesin namens Mizu, die angeblich den Tod voraussah, in dem sie auf der Stirn der Betreffenden einen schwarzen Skorpion erblickte…

Das alles hing zusammen und waren keine Einzel- und Zufallserscheinungen.

Der Skorpion…, überlegte Hellmark, während er mit seiner Begleiterin die Straße weiter hochging.

Inzwischen war es achtzehn Uhr geworden, und Mizus Spezial-Restaurant würde seine Pforten geöffnet haben.

Mehr als zuvor interessierte ihn diese Frau mit jener bemerkenswerten Anlage. Und wieder drängte sich ihm der Gedanke an den Skorpion auf. Im Mythus der Völker spielte dieses gefährliche Tier eine dämonische Rolle.

Mizu und die Skorpione…

Vielleicht hing das eine mit dem anderen zusammen.

Vielleicht ›sah‹ Mizu nicht nur jene Personen, die später tatsächlich starben, vielleicht schickte sie auch die Skorpione… Das große Tier, das aus dem Kopf des Toten gekrochen kam, konnte Björn einfach nicht vergessen.

Und er konnte auch die Tatsache nicht vergessen, daß vor wenigen Augenblicken in seiner unmittelbaren Nähe sich etwas oder jemand in eine schwefelgelbe Wolke aufgelöst hatte.

Hielt sich im Schatten hinter der Verkaufsbude ein Dämon in der Gestalt eines Skorpions verborgen?

Björn hatte es plötzlich eilig, das Spezial-Restaurant zu erreichen.

War Mizu ein bedauernswertes Wesen, das mit der übersinnlichen Veranlagung nicht fertig wurde – oder war sie selbst eine Dämonin, die sich geschickt tarnte?

Beides würde er feststellen, schon im ersten Gespräch…

*

Mit seinem Zweitkörper erledigte Hellmark jene Dinge, die gleichzeitig getan werden mußten.

Er brachte das Boot an die Stelle zurück, von der er es mitgenommen hatte.

In seiner Rechten lagen die beiden Pfeile, der eine aus dem Hals der Toten, der andere, den er aus seinem Nacken gezogen hatte.

Björn Hellmark löste seinen Doppelkörper auf.

Im gleichen Augenblick materialisierten die beiden Giftpfeile in

seiner Hand.

Er zeigte sie Carminia Brado.

»Ich werde sie untersuchen lassen, um zu wissen, was wirklich mit ihnen ist«, murmelte er.

Gesagt – getan…

Ein kurzer, intensiver Gedanke genügte.

Er ließ seinen Zweitkörper tausende von Meilen entfernt weiter westlich entstehen.

In einem Bürohochhaus im Herzen New Yorks.

Dort war es erst morgens sieben Uhr.

Macabros entstand mitten in dem leeren, schummrigen Büro von Richard Patrick, dem Herausgeber und Verleger der ›Amazing Tales‹.

Die beiden Pfeile, die vorübergehend während der Dematerialisation Macabros' in Hellmarks Hand aufgetaucht waren, lagen wieder in der Hand seines Zweitkörpers, der die Reise auf die andere Seite des Globus gemacht hatte.

Macabros ging um den Schreibtisch herum und nahm einen Briefumschlag und einen Bogen aus der obersten Schublade.

Als erstes wickelte er die beiden tödlichen Pfeile in Form der Skorpion-Schwanzspitze in den Umschlag und verschloß diesen. Danach schrieb er auf den Briefbogen ein paar persönliche Zeilen an Richard Patrick.

»Werter Freund, ich bin Deinem Rat gefolgt und halte mich derzeit in Bangkok auf. Dort kam es zu merkwürdigen Ereignissen, deren Spuren ich nachgehe.

Bitte den Umschlag nur mit äußerster Vorsicht öffnen. Darin eingewickelt befinden sich zwei vergiftete Pfeile. Und hier setzt meine Bitte zur Hilfe an Dich ein.

Laß' die Pfeile untersuchen! Ich muß schnellstens wissen, welcher Art das Gift ist, mit dem die Spitzen getränkt sind, und wo es vorkommt.

Je schneller Du zu einem Erfolg kommst, desto besser.

Ich nehme umgehend wieder Kontakt zu Dir auf. Vielen Dank, Björn.«

Den Briefbogen legte er nicht zusammengefaltet auf den Umschlag und schrieb noch quer mit Druckbuchstaben auf den oberen Rand »Vorsicht! Umschlag enthält gefährliche Giftpfeile!« und verschwand dann wie ein Geist aus dem Office des Mannes, der sein Freund war und seine Mission im Kampf gegen die Mächte des Bösen unterstützte.

Patricks Verbindungen reichten weltweit.

Er kannte Fachleute und Spezialisten überall.

Dank dieser Kontakte würde es kein Problem sein, die Herkunft und die Art des Giftes schnellstens feststellen zu lassen.

Noch war das Büro nicht besetzt.

Aber in spätestens eineinhalb Stunden würde Richard Patrick die Botschaft in Händen halten und alles weitere veranlassen…

*

Mizus Restaurant war ein wahres Kleinod. So schien es nicht verwunderlich, daß schon bald nach dem öffnen die Gäste hereinströmten und die Plätze in Beschlag nahmen.

Björn Hellmark und Carminia Brado gehörten zu den ersten und konnten sich ihren Tisch noch aussuchen.

Sie wählten einen Platz in einer Nische neben einem Vorhang, der eine Art Altar flankierte. Auf weißem Marmorpodest stand eine riesige fette Buddha-Statue, den Blick abwesend und verklärt in unwirkliche Feme gerichtet.

Von dem Nischenplatz aus könnten sie das ganze Lokal überschauen, wer kam und ging. Auch die Tür neben der Theke, die in die Küche und in den Nebenraum führte, lag noch in ihrem Blickfeld.

Ein Kellner legte freundlich grüßend die mit Gold und Silber verzierte Speisekarte vor und erkundigte sich, ob sie gleich etwas zu trinken wünschten. Der Mann sprach ein einwandfreies Englisch.

Carminia trank ein Glas chinesischen Pflaumenwein, Björn entschied sich für eine Karaffe Reiswein und fragte nach der Besitzerin.

»Ich komme auf Empfehlung eines Freundes und weile in Bangkok. Es gibt einen persönlichen Grund, weshalb ich gern Madame Mizu gesprochen hätte. Würden Sie ihr bitte von meinem Anliegen erzählen?«

»Gern, mein Herr.« Der Kellner deutete eine Verneigung an und zog sich zurück.

Dann verschwand er durch die Tür hinter der Theke.

Hinter der Tür hing ein Vorhang aus rotem Samt.

Dahinter wiederum führten vier schmale, hölzerne Stufen in einen Raum, der etwas erhöht lag. Er war ausgestattet mit wertvollen chinesischen Lackmöbeln, Seidenteppichen und weichfließenden Vorhängen, die Portieren zu weiter hinten im Haus liegenden Räumen bildeten.

Auf einem weichen Diwan lag eine kleine rundliche Frau, die ein gelb-rotes Seidengewand nach chinesischer Machart des letzten Jahrhunderts trug.

Die Frau blätterte in einem Magazin und rauchte genießerisch eine Zigarette.

Der Kellner betätigte ein reich verziertes Porzellanglöckchen, das außerhalb des geschlossenen Vorhangs hing.

Die rundliche Frau mit dem Pagenschnitt blickte auf.

»Ja?«

»Hier ist Liu, Madame.«

»Um was geht es, Liu, daß du mich jetzt schon störst? Gibt es Schwierigkeiten mit den Gästen?«

»Ein Deutscher hat nach Ihnen gefragt. Man hat ihn zu Ihnen geschickt. Er wünscht Sie zu sprechen.«

Madame Mizu hob kaum merklich die schmalen, dünnen Augenbrauen, die kurz und schräg mit einem schwarzen Stift nachgezeichnet waren und ihrem Gesicht etwas Katzenhaftes verliehen.

»Komm’ rein, Liu und zeig’ mir den Fremden«, forderte sie den Kellner jetzt auf.

Der seidig schimmernde Vorhang raschelte.

Liu kam herein und verbeugte sich unterwürfig. Die Frau auf dem breiten Diwan, der von Schalen und Porzellan aller Art umstellt war, in dem sich Nüsse, Süßigkeiten und Obst befanden, reagierte sofort.

Sie drückte auf einen verborgenen Knopf, und ein bunter Vorhang mit Paradiesvögeln, der die Wand am Fußende des Diwans zierte, glitt lautlos wie ein Rollo in die Höhe.

Frei gelegt wurde ein Spiegel, der von einem schwarzen Lackrand umgeben war. In dem Glas, das von der Diwanhöhe bis zur Decke reichte, spiegelte sich das Zimmer Madame Mizus nochmal und ließ es doppelt so groß erscheinen.

Unterhalb des Diwans gab es einen weiteren Knopf, den die Chinesin betätigte.

Das Licht im Raum veränderte sich und wurde schummrig.

Gleichzeitig wurden die reflektierten Bilder auf der Spiegeloberfläche schwächer. Im Glas bewegte sich etwas.

Menschen…

Sie saßen an Tischen, die mit kleinen bunten ’Lampen verziert und exklusiv gedeckt waren.

Der Spiegel war von einer Seite durchsichtig und zeigte das kleine, gemütliche Lokal, Madame Mizu konnte von ihrem Zimmer aus jederzeit ihr Spezial-Restaurant überblicken, ohne ihr luxuriöses Apartment verlassen zu müssen.

»Tisch drei«, gab Liu an.

Madame Mizus Blick erfaßte das Paar, das dort saß.

Ein blonder Mann, eine rassig aussehende Frau mit einer Haut wie Milchkaffee…

»Mhm… Hat der Mann gesagt, was er von mir will?«

»Nein. Ein Freund schickt ihn, wie er sagt. Er kommt auf eine persönliche Empfehlung.«

Madame Mizu richtete sich auf. Ihre großen Brüste beulten das seidig schimmernde Hängegewand, das sie trug, stark nach außen.

»Und er hat nichts Näheres erwähnt?«

»Nein, Madame.«

Sie nickte, ohne ihren Blick dabei von dem Spiegel zu wenden, der von dieser Seite des Raumes durchsichtig war.

»Du kannst gehen. Sag' ihnen, daß du mich nicht angetroffen hast, daß ich aber mit Bestimmtheit innerhalb der nächsten zwanzig Minuten zurückkommen werde. Du hättest mir eine Nachricht auf den Schreibtisch gelegt.«

»Jawohl, Madame.« Mit einem Bückling näherte sich Liu der Portiere.

»Und noch etwas, Liu… Bring' Ihnen schon mal die Getränke und serviere die Speisen. Keinerlei Verzögerung.«

Wieder Nicken, wieder das unterwürfige ›Jawohl, Madame‹. In den Augen des Mannes waren Unruhe und Furcht zu erkennen.

Seine Hände zitterten, und auf seiner Stirn glänzte eine feine Schweißschicht. Draußen im handtuchschmalen, stickigen Korridor wischte sich der Kellner mit einem sauberen Taschentuch das Gesicht ab, hielt seine Hände unter fließendes kaltes Wasser und benetzte auch seine Schläfen.

Angst…

Er kriegte sie nie los.

Er war dazu verdammt, diese Rolle zu spielen, war gezwungen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Er durfte sich keinen Fehltritt leisten und vor allem nicht die Sympathien Madame Mizus verscherzen.

Sie stand mit der Hölle in Verbindung.

Kaum hatte sich der Vorhang hinter dem Kellner wieder geschlossen, erhob sich die dicke Chinesin. Noch im Aufrichten griff sie in eine Konfektschale und steckte sich eine große Praline zwischen die weißen Zähne.

Sie ließ das Licht gedämpft und zog seitlich ihres Bettes einen Vorhang zurück.

Auf einer Porzellansäule stand eine Buddha-Statue, die so groß und fett war wie sie selbst.

Der Buddha wuchs aus der Säule heraus. Die Beine waren wie Schlangen nach unten gedreht und bildeten einen Teil der Säule.

Die Augen in dem feisten Gesicht waren groß wie Tennisbälle, die vorstehenden Wangen glänzten auffallend rot und waren wie poliert. Die dicken Lippen waren zu abschätzendem Grinsen herabgezogen.

Der Gesichtsausdruck und die Form der Buddha-Statue ließen auf den ersten Blick erkennen, daß es sich um ein besonders auffälliges und ungewöhnliches Exemplar handelte.

Madame Mizu verneigte sich vor der prallen Porzellan-Gestalt.

»Zeige mir den Weg«, murmelte sie, schloß die Augen und bewegte

die Hände in beschwörender Geste über dem kahlen dicken Kopf, über das glänzende Gesicht, ging dann in die Hocke und streichelte mit ihren Händen die schlangenartig gewundenen Beine der völlig bizarr und unnatürlich verharrenden Gestalt.

Es schien, als würde sie durch diese Behandlung des Götzen geheime Mechanismen in Gang bringen.

Die weißen Augäpfel des Buddha klappten nach innen. Zwei runde Hohlräume in dem Kopf wurden sichtbar.

Auch das Weiß der leicht gebleckten Zahne kippte seitlich weg, und so entstand zwischen den aufgeworfenen Lippen ein weiterer Hohlraum.

Gleichzeitig war ein Geräusch zu hören, als würde sich im Innern des Hohlkörpers etwas bewegen.

Es raschelte und schabte. Mehrere große und harte Körper schienen aneinanderzureihen.

In den Augenhöhlen zeigten sich Schatten, die nach oben stiegen und den inneren Augenrand erreichten.

Die sechs Augenpaare eines faustdicken Skorpions zeigten sich im linken Augenloch. Ein gleiches Exemplar tauchte in der rechten Öffnung auf. Auch unten im offenen Maul krochen mehrere der unappetitlichen Tiere herum und streckten die Köpfe oder die langen, gegliederten Schwänze zwischen den aufgeworfenen Porzellanlippen nach außen.

Madame Mizu reckte die dicken Hände, und die Skorpione kamen aus Mund- und Augenöffnungen und krochen dann wie folgsame Haustiere über ihren Handrücken und ihre Arme.

Sie lächelte teuflisch.

»Ja, ich habe verstanden«, murmelte sie wie abwesend und starrte in die leeren Augenhöhlen des Porzellankopfes. »Rha-Ta-N'my, die Herrin der Welt und des Universums, wird ihre Soldaten auf diesem Planeten verstärken und das Heer der Skorpion-Menschen schicken, um Angst und Schrecken zu verbreiten. Und die beiden dort draußen an Tisch drei sollen durch den Skorpion-Stachel sterben, um als Skorpion neu geboren zu werden.«

Da bewegten sich die Lippen des außergewöhnlichen Porzellan-Buddha.

»Es ist genau so, wie du sagst. Hol' sie dir!«

*

Er war den ganzen Tag unterwegs gewesen und sehnte sich nach einer belebenden Dusche, nach frischen Kleidern und einem guten, kräftigen Essen.

Claude Burasse kannte die Welt.

Es gab kaum einen Winkel, an dem er noch nicht war.

Die abgelegensten Ecken waren ihm vertraut, die finstersten Dörfer im Amazonas-Dschungel ebenso wie unzugängliche Bergnester im Himalaya und in den Anden. Er kannte Tahiti und Noumea, Neu-Guinea und Borneo. Mehr als einmal hing auf seinen abenteuerlichen Reisen sein Leben an einem seidenen Faden.

Wie oft war er in Gefahr und konnte nicht damit rechnen, Hilfe von außen zu bekommen, weil er auf den verschlungenen Pfaden, die er ging, ganz allein auf sich und die zu treffenden Entscheidungen angewiesen war.

Immer wieder kam er davon.

Ein anderer hätte spätestens nach dem letzten Unfall oder einer schweren Fiebererkrankung sich geschworen, das nächste Mal solche Strapazen nicht mehr auf sich zu nehmen und endlich ein ›normales‹ Leben anzufangen.

Aber aus diesem Holz war Claude Burasse nicht geschnitzt.

Das, was er tat, war sein Leben, und er brauchte die Gefahr wie die Luft zum Atmen, um zu spüren, daß er existierte.

Nur so war es auch zu erklären, daß er schon in den seltsamsten Berufen tätig war.

Vom Trapezkünstler über den Feuerschlucker bis zum Stuntman hatte er schon alles gemacht.

Er war aus brennenden Flugzeugen gesprungen, hatte mit Motorrädern große Schluchten überwunden, kletterte tollkühn an Hochhausfassaden empor und hatte sich sogar schon wie der längst verblichene Houdini, der berühmteste Entfesselungskünstler aller Zeiten, in eine verschlossene Kiste legen lassen, verschnürt wie ein Paket.

An starken Ketten war die Kiste mit ihm in drei Meter tiefes Wasser gesenkt worden.

Drei Minuten später tauchte er wieder an der Oberfläche auf, zu einem Zeitpunkt, als die Nervenbelastung beim Publikum kaum mehr zu ertragen war.

Claude Burasse trug keine Fesseln mehr, die Kiste stand offen, obwohl er unmöglich an das Schloß herangekommen sein konnte. Ein Rätsel war es auch, wie er die schweren Ketten, die zusätzlich von außen um die Kiste geschlungen waren, abgelöst hatte.

Es war weder Zauberei noch Hexerei im Spiel.

Training, Körperbeherrschung und eiskalte Ruhe waren maßgebend, um solche ›Jobs‹ erfüllen zu können.

Von Zirkusdirektoren, Variete-Managern und Film-Regisseuren waren schon viele Angebote an ihn herangetragen worden. Doch an einer Dauerbeschäftigung war ein Mann wie Burasse nicht interessiert. Er riskierte – wie er sich vertraulich Freunden gegenüber äußerte –

mal Kopf und Kragen und hielt zehn Minuten Angst aus, um von dem Erlös dann wieder drei oder gar vier Monate so leben zu können, wie er es wollte.

Er war deshalb an den ungewöhnlichsten Orten unterwegs, weil er fest daran glaubte, daß die Welt noch anders aussah und vielschichtiger war, als sie in Leuchtreklamen, Film und Fernsehen gezeigt wurde.

Er war auf der Suche nach etwas, das er selbst nicht genau bezeichnen konnte.

Es waren – grob umschrieben – die Rätsel, die im Verborgenen steckten. Er suchte das Animalische, das Ursprüngliche im Menschen und den Dingen, die er hinterlassen hatte. In den Spuren seines Werdens, in der Existenz und im Verlöschen von tausenden von Generationen, die inzwischen über das Antlitz der Erde gezogen waren…

Er selbst bediente sich weder magischer noch okkulter noch teuflischer Mittel und Riten, wenn er sich mal wieder zu einer tollkühnen Tour hinreißen ließ. Aber er wußte, daß es diese Dinge gab.

Er hatte bei primitiven Völkern, die in den tiefsten Dschungeln lebten, Hexerei und Magie erlebt, Totenbesprechungen und Voodoo-Zauber.

Rätsel und Geheimnisse gab es überall. Er interessierte sich für das Unaussprechliche, scheinbar Unglaubwürdige und wußte inzwischen, daß es für viele gefährliche Praktiken eine gemeinsame Wurzel gab: die Vergangenheit, der Ur-Beginn des Menschen. Als die Erde sich aus feurigen Urnebein formte, existierten schon Kräfte und Mächte, die es auch heute noch gab.

Sie tarnten sich geschickt und tauchten in anderer Form und Gestalt auf, aber sie waren genau so böse und lebensfeindlich wie eh und je.

Todbringende Gedanken und Gefühle von ›damals‹ hatten in irgendeiner Form ihre Spuren in der Welt, im geistigen, unsichtbaren Bereich ebenso hinterlassen wie im Sichtbaren. Es zeigte sich in dämonischen Riten, deren Ursprung man meistens heute nicht mehr kannte, und die seltsame Dinge bewirkten.

Er suchte den Grund und erforschte die Rätsel, deshalb konnte er kein ›normales ‹ Leben führen. Das Dasein, das er führte, war für ihn ›normal‹…

So war es gewiß kein Zufall, daß er sich seit drei Wochen schon in Thailand aufhielt.

Er hatte sich in einem kleinen, preiswerten Hotel eingemietet, das einer gewissen Madame Mizu gehört, die im gleichen Gebäude auch ein Spezialitäten-Restaurant betrieb. Nur die Eingänge lagen

entgegengesetzt.

Claude Burasse hatte das ›Hotel Mizu‹ gewissermaßen als Ausgangspunkt für seine Missionen ausgesucht.

Von hier unternahm er Abstecher ins Landesinnere. Die kleinen, abseits gelegenen Dörfer, wo die Menschen noch mit Wasserbüffeln ihre Reisfelder pflügten, waren meistens seine Ziele.

Dort erzählte man sich noch viele seltsame und rätselhafte Dinge, und in einem solchen Dorf entdeckte er auch eine handgroße Buddha-Statue und kaufte sie einem Reisbauern ab, der sie hinter einem Stall im Boden vergraben hatte.

Auf die Frage, warum er das getan hätte, erhielt er zur Antwort, daß die Statue Unglück brächte. Sie wäre verhext.

Wie das zustande gekommen wäre?

Hinter vorgehaltener Hand wurde ihm zugeflüstert, daß die Statue ihre ursprüngliche Funktion nicht mehr erfüllte. Sie hätte sich äußerlich verändert, was schon durch die verschlungene Beinstellung um eine Säule dokumentiert und bewiesen würde. Die Statue wäre von einem Schatten gestreift worden.

Von welchem Schatten, hatte er wissen wollen.

Vom Schatten eines Dämons. Rha-Ta-N'my…

Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er diesen Namen hörte. Und instinktiv fühlte er, daß er durch einen Zufall auf eines der großen Geheimnisse der Welt, der menschlichen Geschichte und der Vergangenheit gestoßen war.

Wer oder was war Rha-Ta-N'my? Was bewirkte jenes Geschöpf? Was für eine Bedeutung hatte sein ›Schatten‹?

Seit drei Tagen war Burasse nicht mehrim Hotel gewesen, war durchs Landesinnere gewandert, hatte die Menschen auf die Statue und den Begriff ›Rha-Ta-N'my‹ angesprochen. Ohne Erfolg! Viele wußten nichts, anderem taten so, als ob sie nichts wüßten, Dritte wiederum, die informiert schienen, schwiegen sich aus und waren weder für Geld noch für gute Worte zu einer Erklärung bereit.

Aber Burasse hätte nicht Burasse sein dürfen, wenn er sich dadurch entmutigen ließe.

Im Gegenteil! Seine Neugier war geweckt, und er wollte wissen, was es mit dieser Rha-Ta-N'my und ihrem Schatten auf sich habe.

Er lief über die schmale Treppe nach oben.

Das Zimmer des Mannes mit dem schwarzen Vollbart und dem kräftigen, gewellten Haar, das leichte Silberstreifen durchzogen, lag in der dritten Etage eines Neubaus. Die Fenster gingen zum Hof.

Wohnhäuser und andere kleine Hotels lagen ihm gegenüber.

Burasse schloß die Zimmertür auf.

Die Vorhänge waren zugezogen. Dahinter waren die Fenster geklappt, so daß gedämpfte Straßengeräusche in den Raum drangen.

Es herrschte Dämmerlicht.

Burasse drückte die Tür hinter sich zu und durchquerte den Raum, um die Vorhänge zurückzuziehen.

Plötzlich stutzte er.

In seinem Bett – lag ein Mann!

*

»Heh?!« entfuhr es dem vollbärtigen Abenteurer. »Monsieur! Sie haben sich in der Zimmertür oder im Fenster geirrt…«

Im ersten Moment war Claude Burasse überzeugt, daß es sich um einen Hotelgast handelte, der zu tief ins Glas geschaut hatte. Wie er ins Zimmer geraten war, interessierte ihn im ersten Moment nur am Rand. In kleinen Hotels wie diesen mußte man mit solchen Überraschungen rechnen. Schließlich war er in keinem Luxus-Schuppen abgestiegen.

Burasse ergriff den Mann an der Schulter und wollte ihn schütteln, als er zum zweiten Mal innerhalb einer halben Minute zusammenzuckte.

Doch diesmal – war es nicht nur Verblüffung und Erstaunen, sondern Erschrecken.

Der Mann – war tot, und aus seiner Stirn wuchs ein Skorpion hervor…

*

Claude Burasse stockte der Atem.

Sofort gingen ihm unzählige Gedanken und Fragen durch den Kopf.

Wie lange lag der Mann schon hier? Warum war er ins Zimmer gekommen?

Lag ein Irrtum vor?

Dies war schließlich sein Zimmer, und der Fremde hatte hier nichts zu suchen. War er an seiner Stelle getötet worden?

Das war kein Unfall!

Burasse war im Leben schon zu oft dem Unerklärlichen begegnet, um nicht sofort das Außergewöhnliche und Befremdende dieser Situation zu erkennen.

Der Skorpion bewegte sich, kam weiter hervor und hatte die Farbe des bleichen Unbekannten angenommen.

Burasse zögerte keinen Moment, als das unheimliche Tier sich aus der Kopfhöhle löste und ihn mit funkelnden Augen registrierte.

Das war kein gewöhnlicher Skorpion! Hier wirkte eine unsichtbare Kraft.

Burasse riß in dem Moment die Pistole aus der Tasche, als der Skorpion über das Gesicht der Leiche kroch.

Burasse drückte eiskalt ab.

Er hatte schon manchmal gegen ein Krokodil oder eine Schlange im Dschungel so vorgehen müssen. Er war ein hervorragender Schütze, der aus zehn Schritten Entfernung ein Herz aus einem As schießen konnte.

Die Kugel zerschmetterte den Kopf des Skorpions.

Das Tier flog quer über's Bett und landete krachend an der gegenüberliegenden Wand.

Reglos blieb es liegen.

Noch ehe Claude Burasse um sein Bett herumgegangen war, um den tödlichen Eindringling unter die Lupe zu nehmen, waren draußen im Korridor und auf den ächzenden Holztreppen hastige Schritte zu hören.

Das hatte er erwartet.

Der Schuß war laut genug gewesen, so daß er deutlich in dem kleinen hölzernen Haus zu hören war.

In unmittelbarer Nachbarschaft wurde gegen die Tür geklopft und gefragt, ob etwas geschehen sei. Die Wände waren dünn. Man bekam alles mit.

Ohne besondere Hast näherte sich der Franzose dem toten Tier. Er schob es mit dem Fuß über den Fußboden, während er gleichzeitig die Decke nahm und sie über den Toten zog.

Burasse öffnete die Tür, fluchte wie ein Bierkutscher und machte zwei Angestellte des Hotels, die der Ursache des Schusses auf den Grund gehen wollten, auf sich aufmerksam.

»Das hätte ins Auge gehen können… Schaut euch diesen kapitalen Burschen an… er war in meinem Bett, als ich mein müdes Haupt zur Ruhe legen wollte. Zum Glück habe ich ihn noch entdeckt, ehe er mich mit seinem Stachel antippen konnte!«

Er beherrschte die Landessprache. Dies war nicht sein erster Aufenthalt hier.

Die beiden Angestellten erbleichten, als sie den großen Skorpion sahen, den der bärtige Gast mit dem Fuß vor sich herschnickte.

»Ich habe ihm den Kopf zerschossen, sonst hätte er mich erwischt. Schafft das Vieh weg!«

Die beiden jungen Männer beteuerten in blumenreicher Sprache ihr Bedauern, schafften Besen und Schaufel herbei und kehrten den toten Skorpion auf die Schaufel.

Burasse schloß sein Zimmer wieder hinter sich ab. Er hatte spontan gehandelt und konnte sich eine Untersuchung in seinem Zimmer nicht erlauben. Man würde unangenehme Fragen stellen, die er nicht beantworten konnte. Er hatte nichts mit dem Toten zu tun, dessen

Taschen er nun umkehrte, in der Hoffnung, etwas zu finden, das die Identität dieses Fremden betraf.

Er wurde fündig.

Der Mann hieß Baan Muong und lebte in der Nähe des Khao Yap Nationalparks, wo er Mitarbeiter eines Ferienzentrums war, wie Burasse aus weiteren Papieren und Briefen erfuhr, die der Mann in einer Brieftasche bei sich trug.

Der Tote und sein Auftauchen in diesem Zimmer blieben jedoch ein Rätsel.

Claude Burasse wollte und konnte die Polizei nicht einschalten, um wegen der seltsamen Konstellation nicht in einen Mordfall hineingezogen zu werden.

Die Leiche mußte verschwinden.

Er mußte abwarten, bis es noch dunkler wurde.

Der Tote konnte irgendwo in der Stadt oder am Fluß gefunden werden. Und dann würden die Nachforschungen in Gang kommen. Er wollte jedoch aus dem Spiel bleiben.

Er ließ die Leiche zugedeckt.

Seine Müdigkeit war wie verflogen.

Er stellte sich noch unter die Dusche und zog frische Kleider an.

Dann nahm er sich die Zeit und holte aus der Hosentasche die faustgroße Statue eines völlig veränderten Buddhas.

Der Reisbauer in dem Dorf, wo er die Statuette ausgegraben hatte, hatte ihn davor gewarnt, sie an sich zu nehmen.

›Sie bringt nur Unglück!‹ hörte Burasse noch jetzt die Worte in sich nachklingen.

Er stellte sie auf den niedrigen, runden Bambustisch und betrachtete sie, in dem er in die Hocke ging.

Vielleicht fing das Unglück schon an.

Die Leiche in seinem Bett war vielleicht erst der Anfang, und weiterer Ärger kam nach.

Er erhob sich abrupt und nahm sich vor, eine Kleinigkeit auf seinem Zimmer zu essen.

Er verspürte nach dem Erlebnis keinen großen Appetit mehr, und auch der Wunsch, ausgiebig und in Ruhe zu speisen, war ihm verleidet.

Er verließ kurz das Zimmer und suchte das dem Hotel angegliederte Restaurant auf.

Er ging zur Theke und bestellte sich ein Gericht, das aus getrockneten, in Öl zubereiteten Fischen bestand, die man wie Pommes frites knabbern konnte.

Darauf mußte er nur wenige Minuten warten.

Er sah sich dabei in Mizus Spezialitäten-Restaurant um.

Fast alle Tische waren besetzt.

An einem Tisch in der Ecke streifte sein Blick ein Paar, das ihm auf den ersten Blick gefiel.

Sie war schwarzhaarig, hatte eine Haut wie Milchkaffee und trug ein sonnengelbes Kleid aus knisternder Seide. Der Mann an ihrem Tisch sah mit seinem dichten blonden Haar und dem sonnengebräunten Gesicht aus wie ein abenteuerlicher Wikinger, der in der falschen Zeit geboren war.

Das Paar hatte sein Mahl beendet, und Claude sah, wie ein Kellner an ihren Tisch kam und ihnen etwas mitteilte, das er nicht verstand.

Der Mann leerte daraufhin den Rest Reiswein, und die Frau nahm den letzten Schluck chinesischen Pflaumenwein.

Das Paar erhob sich und folgte dem Kellner durch einen Seitenausgang.

Burasse erhielt in diesem Moment seine Tüte mit Fischen. Er legte einen Geldschein auf die Theke und lächelte der charmanten Thailänderin zu, die ihm das Wechselgeld herausgeben wollte. »Das ist für dich, Lotusblüte.«

»Danke, mein Herr.« Ihr Lächeln konnte einen Eisberg zum Schmelzen bringen.

Burasse kehrte auf sein Zimmer zurück.

Als er die Tür hinter sich schloß, traf ihn fast der Schlag.

Die Leiche war weg…

*

Aber das war noch nicht alles.

Daß noch etwas in seinem Zimmer anders war, als er es verlassen hatte, merkte er erst zwei Minuten später, als er sich gründlich umgesehen hatte.

Die Fenster standen im gleichen Winkel zueinander wie vorhin. Die Leiche konnte also nur durch die Zimmertür geschleppt worden sein.

Warum hatte man die Leiche entfernt?

Damit tat man ihm doch indirekt einen Gefallen, denn er hätte gewisse Probleme damit gehabt.

Er verstand das Ganze weniger als zuvor. Die Rätsel nahmen zu.

Und das war erst recht der Fall, als sein Blick auf die ungewöhnliche, befremdende Statuette des Buddha fiel.

Burasses Augen wurden zu schmalen Schlitzen, und er fragte sich, ob er wachte oder träumte.

»Claude«, sagte er im Selbstgespräch zu sich, »du siehst schon Dinge, die es nicht gibt.«

Er kniff sich in die rechte Wange, zupfte sich am Bart und spürte den Schmerz.

Der Franzose ließ seine Tüte mit den Fischen achtlos auf seinen

Stuhl fallen und war mit einem schnellen Schritt an dem niedrigen Bambustisch, auf dem die Buddha-Statue stand.

Sie hatte sich verändert!

Aber – das gab's doch nicht…

Die Statue war gewachsen und doppelt so groß wie seine Hand, mit der er sie vorhin noch bequem umschließen und verdecken konnte.

Das war jetzt nicht mehr möglich.

Die Statuette, die er vorsichtig umfaßte, ragte unten und oben aus seiner Hand heraus.

Sie war aus Porzellan und fühlte sich kühl und glatt an.

Wie ein Wissenschaftler, der ein seltenes Insekt beobachtet, hockte Burasse vor dem niedrigen Bambustisch.

Sämtliche Lichter im Raum waren eingeschaltet, damit der Weltenbummler alles genau sah.

Porzellan war leblos und konnte nicht wachsen…

Entweder es stimmte etwas mit seinen Sinnen nicht mehr, oder hier waren unsichtbare und unerklärliche Kräfte im Spiel.

Wieder mußte er an die Worte des Reisbauern denken, der ihn vor dem Besitz der Statuette gewarnt hatte.

Die Buddha-Figur sei verhext. Man könne sie nicht zerstören… weder mit einem Hammer zerschlagen, noch zerstampfen. Sie widersetzte sich jeder Vernichtungsaktion. Nur eines sei möglich: sie in kühle Erde zu versenken und zu vergraben. Dann könne sie keinen Schaden mehr anrichten.

Burasse handelte spontan.

Er umklammerte die Statuette und, schleuderte sie mit aller Kraft zu Boden.

Etwas von der Porzellan-Figur müßte normalerweise absplittern.

Sie verhielt sich wie eine dicke, schwere Gummimasse, prallte vom Boden ab und blieb unbeschadet liegen.

Burasse nahm sie wieder auf.

Was ging hier vor?

Er wollte das Geheimnis und die Rätsel um die Leiche und die verhexte Figur herausfinden. Seltsame, unerklärliche Dinge zogen ihn stets wie magnetisch an, und er mußte ihnen auf den Grund gehen. Ohne Rücksicht auf sein eigenes Leben…

Wer oder was bedrohte ihn?

Welche Zauber- oder Hexenkraft steckte in der Buddha-Figur?

Der Begriff ›Rha-Ta-N'my‹, der im Gespräch mit dem Reisbauer gefallen war, kam ihm wieder in den Sinn.

Diesem Namen mußte er nachgehen. Damit wurde offensichtlich jene dämonische Kraft bezeichnet, die in der Figur wirkte.

Irgendwann – so hatte der thailändische Reisbauer ihm erzählt –

hatte es begonnen.

Die Statue war ganz am Anfang, als seine Familie sie erstand, vollkommen normal gewesen und unterschied sich in nichts von den hunderttausenden von anderen Buddha-Nachbildungen, die im Umlauf waren und täglich neu hergestellt wurden.

Aber dann – ohne erkennbaren Grund – hatte sich die Beinstellung der Figur verändert. Auch der hämische Gesichtsausdruck auf dem Porzellan-Antlitz war schließlich Teil der Verwandlung geworden.

So wie sich das Aussehen verändert hatte, war nun das unerklärliche Wachstum des Porzellans hinzugekommen.

Burasse stellte die Figur auf den Tisch zurück.

Die Veränderung der Figur und das Verschwinden der Leiche – standen diese Dinge in irgendeinem Zusammenhang?

Er hatte schon viel Seltsames gesehen und erlebt und konnte sich der Faszination und gefährlichen Spannung, die er beinahe körperlich in seinem Hotelzimmer zu spüren glaubte, auch diesmal nicht entziehen.

Dann vernahm er das Rascheln und Schaben.

Es hörte sich an, als würden in der Wand neben und vor ihm Käfer herumkrabbeln.

Aber – das kam gar nicht aus den Wänden! Es kam – aus der Buddha-Figur!

Chitinpanzer rieben aneinander und gegen das Innere der Figur.

Sie war hohl!

Etwas in ihr erwachte in diesem Augenblick zu gespenstischem Leben…

*

»Bitte treten Sie näher. Madame Mizu erwartet Sie…«

Mit diesen Worten schob der kleine Thai freundlich den Vorhang beiseite, der den Zugang zu den Privatgemächern der Chinesin verdeckte.

Björn Hellmark und Carminia Brado traten ein in die persönliche Welt der Frau.

Sie waren fasziniert von der prunkvollen Einrichtung, den kostbaren Teppichen, Vorhängen, Bildern und Lackmöbeln, die eine eigene, unverwechselbare Atmosphäre schufen.

Die Chinesin stand mitten im Raum, deutete ein Nicken an und lächelte freundlich.

»Ich heiße Sie willkommen«, sagte sie mit sanfter Stimme. »Bitte, nehmen Sie Platz und fühlen Sie sich wie zu Hause.«

Sie deutete auf die bequemen Sitzkissen, die um einen runden, reich verzierten Tisch gruppiert waren.

Der Kellner, der sie hierher begleitet hatte, zog sich stumm wieder zurück.

Madame Mizu sprach ein hervorragendes Englisch, kam gleich zum Kern der Sache und wollte gern wissen, was die beiden Besucher Besonderes von ihr gehört hätten.

Hellmark ging ebenso direkt auf ihre Frage ein.

Er sprach von den Dingen, die er über sie gehört hatte. Das alles interessierte ihn besonders, weil er sich mit der Erforschung außergewöhnlicher Ereignisse befaßte. Er berichtete auch von dem Ereignis, das er und seine Begleiterin vorhin in der Rajawong Road erlebt, hatten.

Madame Mizu schloß zitternd die Augen.

»Ja«, sagte sie dann kaum hörbar, »es war zu erwarten. Ich habe auch den Tod dieses Mannes vorausgesehen.«

»Konnten Sie ihn nicht vor seinem schrecklichen Schicksal warnen?«

»Hätte er mir geglaubt?« fragte sie zurück, statt eine Antwort zu geben. »In meinem Restaurant und meinem Hotel gehen viele Menschen ein und aus. Die meisten bleiben anonym. Ich kenne weder ihren Namen, noch ihre Herkunft.

Aber einige bleiben mir dennoch in unvergeßlicher Erinnerung, weil ich an ihnen etwas bemerkt habe, was ein anderer Mensch nicht sieht.«

»Sie fühlen, wenn jemand dem Tod nahe ist, nicht wahr? Ob derjenige nun krank ist oder einen Unfall erlitten hat.«

»Ja, das ist richtig. Ich sehe in diesem Fall den Schatten eines Skorpions.«

Der Begriff fiel in diesem Gespräch zwischen ihnen zum ersten Mal. Madame Mizu spielte mit offenen Karten.

»Ich nehme an, Sie haben es gewußt, aber nicht gewagt, es offen auszusprechen, nicht wahr?« fügte sie mit spitzbübischem Lächeln hinzu.

Sie schenkte aus einer erwärmten Karaffe Reiswein ein, trank mit ihnen auf ihr Wohl und erklärte sich gern bereit, weitere Fragen zu beantworten.

»Vorausgesetzt, ich bin dazu in der Lage.«

»Wann hat diese Gabe begonnen?« wollte Björn als nächstes wissen.

»Vor zwei oder drei Jahren.«

»War sie sofort vollentwickelt, oder hat sich diese Fähigkeit erst nach und nach aufgebaut?«

»Es begann eigentlich mit einem Traum«, berichtete sie. »Ich sah einen nahen Verwandten. Der Schatten eines Skorpions traf ihn. Ich fühlte eine große Gefahr, ohne sie mir erklären zu können. Ich suchte

am nächsten Morgen diesen Bekannten auf, von dem ich geträumt hatte. Er lag tot in seiner Wohnung.«

»Woran war er gestorben?«

»Herzversagen stellten die Ärzte fest.«

»Es gab also keinerlei äußere Verletzungen oder Merkmale, die als außergewöhnlich zu bezeichnen waren?«

Kopfschütteln. »Nein… damals noch nicht. Ich weiß, worauf Sie hinaus wollen, Mister Hellmark… Auf den letzten Fall, der Ihnen unglücklicherweise so drastisch vor Augen geführt wurde.« Sie nahm wieder einen Schluck von ihrem Reiswein, und auch Carminia und Björn sprachen dem Getränk zu, ehe es abkühlte. »Es war der erste Fall, der so offensichtlich von dem Skorpion-Schatten angegriffen wurde. Sie werden sich wundern, weshalb ich den Begriff ›Schatten‹ wähle? Das hat einen plausiblen Grund.

Ich sehe immer den Schatten eines Skorpions genau in Stirnmitte, dort, wo das unsichtbare geheimnisvolle dritte Auge des Menschen sitzt. Ein Auge, das jeder hat. Nur ist es bei den meisten Menschen verkümmert.

Das Zeichen des Skorpions war – für mich zumindest – gleichzusetzen mit einem Todessignal. Ich habe es anfangs den Menschen, bei denen ich den Skorpion entdeckte, nicht gesagt. Ich war verzweifelt, litt und leide noch heute unter dem Wissen, das ich allein habe und von dem ich nicht weiß, woher es kommt.«

»Heißt das, daß Sie einem Menschen, bei dem Sie das Zeichen sehen, nun einen Fingerzeig geben?« schaltete sich die rassige Brasilianerin ein, die bisher aufmerksam dem Dialog gelauscht hatte.

»Nicht direkt«, antwortete die Chinesin mit dem japanischen Namen. »Ich spreche sie – wenn die Situation es erlaubt – an. Das tue ich jedoch niemals bei Fremden, sondern nur bei Menschen, die ich kenne. Stellen Sie sich vor, was man von mir dächte, würde ich einen wildfremden Menschen ansprechen und ihm sagen, daß sein Tod unmittelbar bevorsteht? Entweder würde mich derjenige auslachen und mich für verrückt halten oder so entsetzt sein, daß die Zeit, die ihm noch vergönnt ist, für ihn eine einzige Hölle wäre.«

Mit allem, was sie da sagte, hatte sie recht.

Sie steckte tief in einem Dilemma…

Björn und Carminia hatten es sich schwieriger vorgestellt, mit dieser ungewöhnlichen Frau ins Gespräch zu kommen. Zum Glück redete sie sehr offen über ihre Veranlagung.

Die beiden Besucher Kreisten besonders eine Frage ein: wieso war aus dem Kopf des Mannes ein wirklicher Skorpion gekommen, während in allen Fallen davor der Schatten eines Skorpions als Zeichen des Todes auftauchte?

Diese Frage konnte auch Madame Mizu sich nicht beantworten.

Aber sie ahnte etwas.

»Etwas Böses geht vor… etwas Unbeschreibliches… es ist, als ob eine finstere, unirdische Macht das Leben von Menschen bedroht«, murmelte sie, und man merkte der dicken Frau an, daß die Sache sie unablässig und sehr intensiv beschäftigte.

Dennoch drehte das Gespräch sich im Kreis.

Björn versuchte an einer Stelle anzuknüpfen, von der er hoffte, daß sie mehr gab, als es bisher den Eindruck erweckte.

Begonnen hatte alles mit einem Traum. Und nun hatte es derart schreckliche und reale Züge angenommen.

Der Schatten des Skorpions war nicht mehr nur Ankündigung einer Todesbotschaft, sondern der Tod selbst. Der Schatten wurde materiell, der Giftstachel schwirrte sogar wie ein Pfeil durch die Luft und wählte sich eine Frau zum Ziel, deren Tod aus Hellmarks Sicht bisher völlig sinnlos war.

Aber ohne Sinn war nichts geschehen.

Er kannte das Grauen aus dem Reich der Finsternis und anderer Dimensionen zu gut, um nicht zu wissen, daß es einen genial-schurkischen Plan verfolgte.

Auch hier erkannte er diesen teuflischen Plan, nur sein Muster, seine Strategie und wie er angelegt war, das durchschaute er noch nicht.

»Träume«, sinnierte Madame Mizu, »kommen – und gehen. Die meisten vergißt man wieder. Nur einige, die man ganz intensiv durch- und miterlebt hat – bleiben unauslöschlich in der Erinnerung. Jener Traum, in dem ich den Skorpion zum ersten Mal sah und der den Tod eines mir nahestehenden und sehr lieben Menschen ankündigte, gehört in die letzte Kategorie.

Ich sehe noch jetzt vor meinem geistigen Auge, wie ich durch ein fremdes, wildes Land wandere. Es ist eine Wanderung durch die Wüste. Die Luft und der Sand sind heiß, ich schleppe mich mühsam dahin. Jeder Schritt ist eine Pein, jeder Atemzug wird zur Anstrengung.

Dann steht plötzlich wie aus dem Boden emporgewachsen die Pyramide vor mir. Ein altes, baufälliges Bauwerk. Die lose aufeinandergeschichteten Quader sind verwittert und morsch.

Ich weiß nicht, wie ich hierherkomme. Ich gehe weiter, umrunde die Pyramide und entdecke einen Eingang, der zwischen aufgeschichteten Steinen schräg in die Erde und in einen düsteren Stollen führt.

Ich sehe unruhig flackerndes Licht und frage mich, wie das in diese ausgestorbene Gegend kommt.

Neugierig gehe ich weiter und finde eine riesige, quadratische Grabkammer, die mit leuchtenden Symbolen bemalt ist.

Es sind die Zeichen und Symbole, die unruhig flackern, als bestünden sie aus offenem Feuer.

Mitten im Raum steht jemand. Hoch aufgerichtet.

Im ersten Moment glaube ich, einen Menschen vor mir zu sehen. Aber dann erkenne ich, daß nur der Kopf als menschlich zu bezeichnen ist.

Ein bleiches, verhärmtes Gesicht, schmale Lippen, tiefliegende Augen, die wie Kohlen glühen.

Und das Erschreckende: der Kopf sitzt auf einem riesigen Skorpionleib.

Ich stehe da wie erstarrt, fange an zu schreien, und meine Schreie hallen durch die verschachtelten, düsteren Gewölbe und Grabkammern… Meine eigenen Schreie kreisen mich ein und steigern meine Furcht. Ich will davonrennen, aber es geht nicht. Wie angewurzelt stehe ich auf der Stelle. Und dann kommt der Skorpion mit dem Menschenkopf auf mich zu.

Mein Entsetzen ist unbeschreiblich, das Blut in meinen Adern scheint gefroren…

Ich spüre tödliche Gefahr.

Dann ist die dunkle Gestalt vor mir, und ich erkenne, daß alles offenbar nur Einbildung gewesen sein muß.

Das ist gar kein Mensch mit dem Körper eines Skorpions, sondern ein richtiger Mensch mit einem ganz normalen Körper, mit Armen und Beinen. Was habe ich mir in dem gespenstischen Zwielicht und der beängstigenden Umgebung bloß eingebildet?

Diesen Mann kenne ich. Er kommt auf mich zu, streckt die Hände nach mir aus und fragt mich, warum ich so entsetzt dreinblicken wurde?

Die Angst und das Grauen hätten in diesem Augenblick eigentlich vorbei sein müssen, aber leider waren sie es nicht.

Ich fühlte es noch immer: die Gefahr ist nicht gebannt!

Und mein Gefühl trügt mich nicht.

Der vor mir Stehende sieht plötzlich totenbleich aus, aber zwischen seinen Augen bewegt sich ein Schatten. Der Schatten eines Skorpions. Er kommt praktisch aus der Stirn heraus, durchbricht sie… und fällt dann zu Boden.

Der Mann hat ein Loch im Kopf, steht da wie eine Statue, und ich erwache schweißgebadet… Alles andere wissen Sie schon. Am gleichen Morgen findet man den Mann, den ich im Traum sah – tot in seiner Wohnung…«

Die letzten Worte, so kam es Björn Hellmark vor, waren leise und zaghafter gesprochen worden, als fehle Madame Mizu mit einem Mal die Kraft, laut und deutlich zu sprechen.

Sie bewegte die Lippen noch immer.

Aber – dann war sie stumm wie ein Fisch, und an Björns Gehör drang kein einziger Laut!

Mit Madame Mizu stimmte etwas' nicht.

Björn Hellmark wollte aufspringen, als er merkte, daß nicht sein Gegenüber es war, die sich verändert hatte, sondern er selbst.

Er spürte seinen Körper nicht mehr, war völlig taub und gefühllos und konnte überhaupt nicht mehr reagieren.

Der Reiswein!

Er hatte etwas enthalten, war sein letzter Gedanke.

Carminia!

Björn konnte sie nicht mehr sehen, weil alles schwarz vor seinen Augen wurde und er wie ein Stein vom Kissen kippte…

*

Die Freundlichkeit, mit der sie aufgetreten war, wich hämischem Grinsen.

»Na also«, murmelte sie kalt und schraubte ihren schweren Körper in die Höhe. »Irgendwann mußte es doch wirken.«

Sie selbst hatte ebenfalls von dem präparierten Reiswein getrunken, ohne daß ihr die giftige Substanz etwas anhaben konnte. Sie hatte davor ein Gegenmittel genommen, so daß die Wirkung neutralisiert wurde.

Die Chinesin starrte auf die beiden Personen, die reglos und in tiefer Bewußtlosigkeit vor ihr lagen. Sie stieß Björn mit dem Fuß kräftig in die Seite.

Der blonde Mann gab keinen Laut von sich.

Die Chinesin lachte grausam. »Eben warst du noch so lebendig, hast soviel geredet, und so viel hast du wissen wollen. Und nun – liegst du platt und leblos da wie ein Bettvorleger.«

Auch Carminia Brado tippte sie mit der Schuhspitze auf die gleiche Weise an, als müsse sie sich vergewissern, daß auch bei ihr wirklich keine Reaktion mehr erfolgte.

Der Blick der Restaurant-Inhaberin löste sich nicht von Björn und Carminia.

Wie in einem fremden Bann starrte sie plötzlich auf die Stelle zwischen den Augen der beiden bewußtlosen Menschen und – sah etwas…

Genau in Stirnmitte zeigte sich bei beiden ein dunkler Schatten, der deutlich sichtbar die Form eines Skorpions annahm.

Madame Mizu sah das Todeszeichen.

*

Der untersetzte Mann mit dem feinen Nadelstreifen-Anzug fuhr in die oberste Etage des Bürohochhauses in New York.

Richard Patrick war früher dran als sonst, obwohl er meistens zu den ersten gehörte, die das Office betraten.

Es gab immer noch etwas aufzuarbeiten, und da er notorischer Frühaufsteher war, nutzte er die Morgenstunden.

Der passionierte Junggeselle besaß mehrere Häuser in verschiedenen Ländern der Erde und reiste leidenschaftlich gern. Mit dem Geld, das ihm sein Verlag einbrachte, unterstützte er unter anderem Institutionen, die sich mit der Erforschung übersinnlicher Phänomene befaßten.

Patrick schloß die Tür auf. Spätestens in einer Viertelstunde würde seine Sekretärin erscheinen.

Der Mann durchquerte die Vorräume und betrat sein Büro.

Der Briefbogen mitten auf der Tischplatte fiel Patrick sofort ins Auge.

Auf der Kopfleiste war eine Bemerkung auffällig groß geschrieben und unterstrichen.

Die Schrift kannte er.

Björn war hier… oder dessen Zweitkörper. Aber das blieb sich im Endeffekt gleich.

Der Ankömmling schaltete die Schreibtischlampe ein. Der helle Lichthof leuchtete das Papier schattenlos aus, und mühelos konnte Patrick jedes Wort lesen.

Was sein Freund, den er nach besten Kräften im Kampf gegen bösartige Geister und Dämonen dieser Welt unterstützte, da ausgegraben hatte, war Dynamit.

Wie sehr, merkte er erst, als er vorsichtig – wie erbeten – den Umschlag öffnete und die beiden merkwürdigen Pfeile freilegte.

Da lagen sie nun vor ihm, die Geschosse, deren vorderes Ende eindeutig die Schwanzspitze eines Skorpions war.

Patrick musterte einige Sekunden intensiv Hellmarks Fund und griff dann zum Telefonhörer, um das Police Headquarters in New York anzurufen.

Seine Verbindungen reichten bis in die höchsten Polizeidienststellen. Durch seine freie Betätigung, auch im kriminellen Bereich, hatte er hervorragende Kontakte. Seine Arbeit und die der Polizei ergänzten sich.

Darauf baute Björn Hellmark.

Richard Patrick wollte ihm diese Hilfe, die er offensichtlich brauchte, so schnell wie möglich zukommen lassen.

Es würde für die Fachleute im Labor kein großes Problem sein, die Art des Giftes an den Pfeilen festzustellen.

Patrick hatte erst vier Nummern in sein Tasten-Telefon

eingedrückt, als er auf ein seltsames grünliches Schimmern aufmerksam wurde.

Es kam von den beiden Pfeilen.

Sie nahmen ein fluoreszierendes Leuchten an, das immer stärker wurde. Der Schein pulsierte und zwang ihn in seinen Bann.

Zwischen den auf dem Tisch liegenden Pfeilen und den Augen des Mannes baute sich eine Lichtbrücke auf, die wie leuchtender Atem seine Haut berührte.

Richard Patrick wählte nicht mehr weiter und legte den Hörer auf die Gabel zurück.

Die vergifteten Pfeile erhoben sich. Die Spitzen richteten sich auf ihn wie kleine Speere, die seine Augen durchbohren wollten.

Nur eine zehntel Sekunde blieb ihm, die tödliche Gefahr zu begreifen – und zu handeln.

Sich aus der Schußbahn werfen konnte er nicht mehr.

Marlos!

Der Gedanke war wie ein Schrei, kurz und heftig.

Ebenso schnell wie sein Gedankenblitz war die Aktion, die er damit in die Wege leitete.

Seine Umgebung verschwamm.

Er sah das Licht, und die beiden Pfeile vor sich, die sich in dieser Lichtbahn bewegten.

Jetzt waren Tisch und Wände des mahagonigetäfelten Chefzimmers nicht mehr zu erkennen.

Sonnenlicht umhüllte ihn, vertrieb die zerfließenden Schemen und auch den gespenstischen Schein, der von den Pfeilen ausging.

Palmen, makellos weißer Sandstrand und blaues Meer, das an der Horizontlinie mit dem Himmel verschmolz.

Patrick taumelte. Da erst kam die Nachwirkung der instinktiven Abwehrbewegung, die er gemacht hatte, um den tödlichen Geschossen auszuweichen.

Das fremde, geisterhafte Licht, das mit den Pfeilen direkt zu tun hatte, erlosch und die Pfeile, die wie eingefroren vor seinen Augen hingen, verzischten wie ein Wassertropfen in der Glut eines Hochofens.

Geschafft!

Die Atmosphäre der unsichtbaren Insel, auf die er in Todesgefahr geflohen war, bewirkte die Zerstörung der Kräfte und auch der Gegenstände, die offensichtlich dämonischer Herkunft waren.

Keine zehntel Sekunde später hätte er sich für den › Sprung ‹ nach Marlos entscheiden dürfen. Dann wäre es auch schon aus gewesen.

Wie gut, daß es diese Insel gab – und wie gut, daß er schon längere Zeit dort verweilte, um in den vollen Genuß der Fähigkeit zu kommen, die die Insel an den verschenkte, der guten Willens war.

Marlos, die unsichtbare Insel zwischen Hawaii und den Galapagos, mitten in der Clarion-Graben-Zone gelegen, war Björn Hellmarks Stützpunkt.

Diese Insel, ein besonderer Teil des versunkenen Urkontinents Xantilon, war Björn Hellmark zum Erbe gemacht worden.

Marlos war ein Bollwerk gegen das Böse. Alles, was dämonischen Ursprungs war, blieb außerhalb seiner Grenzen verbannt. Nur einmal – durch einen besonderen Trick des ehemaligen Priesters der Schwarzen Kaste, der den Namen Molochos annahm und Rha-Ta-N'mys treuester Anhänger wurde – konnte dieses eherne Gesetz umgangen werden. Durch eine Vorspiegelung von Tatsachen, die keine waren. Molochos, der Dämonenfürst, hatte sich angeblich auf die Seite der Menschen geschlagen und hielt sich als Halluzination auf der Insel auf, die erst in dem Moment platzte, als Hellmark den 13. Weg in die Dimension des Grauens ging und die Manipulation erkannte.

Patrick blieb einen Moment in dem weißen, warmen Sand liegen und genoß, daß er lebte.

Das geisterhafte Licht war weg, ebenfalls die schrecklichen Pfeile und die Atmosphäre des Grauens und des Bösen, die er einen Moment mit aller Intensität gefühlt hatte.

Ringsum herrschten Klarheit und Stille.

Als der Mann aus New York sich erhob, schweifte sein Blick in die Runde und in die entgegengesetzte Richtung des Strandes. Dort erhoben sich nostalgische Blockhütten. Zwei davon waren mit bunten Farben und lebhaften Bildern bemalt. Dort wohnten Jim und Pepe. Jim, der Guuf, das Kind einer Menschenfrau und eines kugelköpfigen Wesens aus der Vergangenheit, in die man sie entführt hatte – und Pepe, ein Junge aus den Urwäldern Yucatáns, der von seinen Stammesangehörigen ausgestoßen und als Kind des Teufels verfolgt worden war. Dies wegen seiner parapsychischen Fähigkeiten. Wie bei Uri Geller, dem bekannt gewordenen Medium, verbogen sich durch Jims Aktivitäten Messer und Gabeln, platzten Glühbirnen oder versagten elektrische Geräte. Für die Urwaldbewohner waren diese Kräfte unfaßbar gewesen, und sie glaubten, in ihm hauste ein böser Geist.

Beiden Jungen hatte Björn Hellmark auf der Insel eine neue und sichere Heimat geschenkt.

Aber auf Marlos lebten noch andere Menschen.

Einer von ihnen rannte zu dem Mann am Strand.

Er war groß und hatte einen entblößten Oberkörper, seine Haut einen kräftigen Bronzeton.

Bemerkenswert und auffällig war außerdem die prachtvolle Glatze, die statt des Haupthaares den Kopf des Inders zierte.

Das war Rani Mahay, auch Koloß von Bhutan genannt.

Bhutan war sein Heimatland. Dort war er mit den Geheimnissen und dem Wissen seines Volkes groß geworden, war dann als junger Mann in die Welt hinaus gezogen und hatte sich nach einigen abenteuerlichen Irrfahrten und Erlebnissen zu einer einmaligen, nie wieder erreichten Zirkus-Show entschlossen, die ihm den Beinamen ›Koloß von Bhutan‹ einbrachte. Er war ein Koloß, mit seinen mehr als zwei Metern Körpergröße und mehr als zweihundertzwanzig Pfund Lebendgewicht, die er ohne ein Gramm Fett auf die Waage brachte.

Aber nicht nur wegen seiner äußeren Erscheinung war er so genannt worden. Er war auch ein Koloß im Geistigen. Als einziger Tierbändiger war er mit ungezähmten Raubkatzen in einer ungesicherten Manege aufgetreten, hatte die wilden Tiere mit bloßem Willen unter Kontrolle gehalten und sie daran gehindert, über die niedrigen Podeste nach außen zu steigen und das staunende, verblüffte Publikum zu gefährden. Der Nervenkitzel für die Zuschauer war bei Ranis Auftreten sicher stets kein geringer gewesen.

Patrick selbst hatte einen solchen nie erlebt. Er lernte den Inder erst kennen, als der sich Hellmark angeschlossen hatte, als er erkannte, daß auch in seinen Adern das Blut jener alten Rasse floß, die nun nach und nach wiedergeboren wurde. Da ergriff er die Chance, die Fehler der Vergangenheit gutzumachen und den finsteren Mächten rechtzeitig Einhalt zu gebieten.

»Hallo, Rich?!« rief Mahay verwundert, und es war erstaunlich, wie leichtfüßig und federnd der schwere Mann auf dem weichen Sandboden näher kam. »Unser Freund aus New York im Nadelstreifen-Anzug. Sicher befindest du dich auf einer Geschäftsreise und bist zufällig über Marlos gestolpert, wie?« Der Inder strahlte ihn mit seinem prächtigen Gebiß an wie ein großer Junge.

Richard Patrick klopfte sich den Sand von Hose und Jackett. »Wenn ich dir sage, was wirklich passiert ist, Rani, findest du meine Ankunft hier sicher weniger lustig.«

»Berichte!«

»Sofort. Gibt es inzwischen irgendwelche Neuigkeiten von Björn?«

»Nein. Er hält sich immer noch in Bangkok auf, Rich. Wahrscheinlich mach' ich in Kürze einen Abstecher dorthin und seh' mal nach dem Rechten. Mir dauert es auch zu lange, bis er ein Lebenszeichen von sich gibt.«

»Ich hab' eins. Es lag auf meinem Schreibtisch. Als ich mich näher damit befassen wollte, wurde es bösartig. Da bin ich nach Marlos geflohen – und die Gefahr mit. Sie hat sich in Zischen aufgelöst.«

»Also doch! Ich hab' das Zischen gehört. Was war das, Rich?«

Patrick berichtete kurz und präzise.

Mahay ergriff sofort die Initiative, »dann hat Björn etwas ausfindig

gemacht.«

»Nur, was es war, läßt sich jetzt nicht mehr feststellen«, murrte Patrick.

»Vielleicht gibt’s noch Reste in deinem Büro«, vermutete Rani Mahay.

»Sehen wir nach.«

Sie versetzten sich nach dort.

Mahay materialisierte neben dem amerikanischen Verleger im Chefzimmer. Brief und Umschlag lagen noch auf der Tischplatte, und im Raum verbreitete sich der Geruch von -Schwefel.

»Riecht so, als hätte einer die Tür zur Hölle geöffnet«, murmelte Rani.

Die Pfeile, die untersucht werden sollten, waren spurlos verschwunden, in der Atmosphäre des Guten regelrecht verdampft, wie Patrick richtig vermutete. Der Weg nach Marlos war ihnen nicht geglückt.

Beide Männer wußten, was Björn Hellmarks Ziel in Bangkok gewesen war. Die Begegnung mit Madame Mizu. Um sie kennenzulernen, wollte er sich in ihrem Hotel einmieten und mehr über ihre eigenwilligen Todesahnungen erfahren.

Patrick und Mahay beschlossen, in Bangkok nach dem Rechten zu sehen. Bei ihrer ungewöhnlichen Art zu reisen, war der Aufwand wahrlich gering.

Sie mußten nur nochmal nach Marlos zurück.

Die unsichtbare Insel mußte stets als Ausgangspunkt jeder Reise an einen anderen beliebigen Ort der Erdkugel sein.

Marlos war End- und Ausgangsstation. Keinem, der seine Gabe durch die besondere Atmosphäre der Insel praktisch ›geerbt‹ hatte, war es möglich, dieses Eiland zu umgehen. Weder Patrick noch Mahay konnten von New York nach Bangkok ›springen‹.

Sie versetzten sich erneut nach Marlos und nahmen den Brief mit, den Björn oder sein Zweitkörper im Office des Verlegers hinterlassen hatte.

Marlos war nur Zwischenstation.

Außer Marga und Ulrich Koster hielt sich zur Zeit kein anderer Bewohner dort auf.

Danielle machte eine Stippvisite in ihrem Heimatland, Pepe hatte momentan die Aufgabe, im Keller eines abbruchreifen Hotels eine Stelle zu bewachen, die das Tor in ein jenseitiges Zwischenreich darstellte, und Whiss, ein Wesen aus dem Mikrokosmos hielt sich derzeit in diesem Zwischenreich auf, um ein parapsychisches Kraftfeld von der Ausdehnung eines Planeten näher zu erforschen und zu beherrschen. Dabei war der kleine Kerl mit seinen elf Fühlern und dem Aussehen eines Miniatur-Vogel-Schildkröten-Menschen schon ein

wahrer Meister auf diesem Gebiet. Er konnte unglaubliche Dinge durch geistige Kräfte in Bewegung setzen.

»Ich bin außer den Kosters, die so etwas wie der gute Geist eines Hauses für die Insel geworden sind und sich um unsere leiblichen Belange kümmern, der einzige, der die Stellung noch hält und hier in Sonne, Sand und Meer herumfaulenzt.«

»Von der Faulenzerei hab’ ich nicht viel gemerkt«, widersprach Patrick, der wußte, daß Rani untertrieb.

Nach den letzten unglaublichen Abenteuern der Freunde in jenseitigen Reichen und vor allem in der Vergangenheit waren sie damit beschäftigt, ihre Stellung zu bestimmen. Vor allem Rani befaßte sich damit, eine neue Strategie zu erarbeiten. Sie hatten erkannt, daß die momentane Konstellation Rha-Ta-N’mys, der unbarmherzigen und gnadenlosen Dämonengöttin, in dieser Zeit begünstigte und es offenbar nur von der Gegenwart aus einen Weg gab, ihr zu begegnen.

Die zahlreichen Ereignisse in der Vergangenheit hatten sie in dieser Beziehung nicht weitergebracht. Doch sollte es nötig werden, eine Aktion in der Vergangenheit durchzuführen, dann waren sie auch dazu imstande.

Sie besaßen Gigantopolis, die fliegende Stadt< .

Tausende von Gebäuden, enge Gassen, auffällig spitze und grotesk geformte Türme waren auf einer Plattform vereint, die in einer Bucht vor der Insel Marlos lag. Die Silhouetten der Türme und der sie verbindenden Brücken zeichneten sich gegen den blauen, wolkenlosen Himmel ab. Wenn man hier stand, den Strand und das Meer entlangblickte, hatte man das Gefühl, daß Insel und Fliegende Stadt von niedrig fliegenden Flugzeugen oder Ozeanriesen, die die Insel passierten, geortet werden mußten. Aber das war nicht der Fall, solange jedenfalls nicht, bis Dampfer unter Umständen diesem Terrain mal so nahe kamen, daß sie Marlos praktisch rammten. Aber die Untiefen der Clarion-Graben-Zone wurden wegen der unterseeischen Strudel und Mahlströme gemieden, so daß die Wahrscheinlichkeit, ein Schiff könne die Insel mal streifen, eins zu einer Million stand…

Mahay sagte Marga und Ulrich Koster, die mit häuslichen Arbeiten beschäftigt waren, Bescheid. Für den Fall, daß Danielle de Barteaulieé zurückkam, sollte die wenigstens informiert sein über seinen Abstecher nach Bangkok.

»Ideal wäre es, wenn wir Whiss mitnehmen könnten«, bemerkte Rani halblaut, als er wieder an den Strand zurückkehrte. »Der Bursche wäre unser richtiger Begleiter. Mit seinen Antennen könnte er uns Björn und Carminia ausfindig machen, für den Fall, daß sie nicht in Mizus Haus sind und niemand uns Auskunft über ihren derzeitigen Aufenthaltsort geben kann. Die Sache mit den Skorpion-Pfeilen interessiert mich. Da scheint doch einiges anders zu liegen, als wir

anfangs alle geglaubt haben.«

Er warf einen Blick auf die höchste Palme, die am Strand stand.

Das kleine Baumhaus aus Blättern und Holz war zwischen den riesigen Palmwedeln kaum auszumachen. Dort oben hauste Whiss im Wipfel des Baumes wie Tarzan im Dschungel.

An der Tür hing ein kleines Holzschild, in dem mit glühendem Draht zwei Wörter eingegraben waren.

›Bin ausgeflogen…‹

Unwillkürlich streifte Mahays Blick auch den Wipfel der Palme, die der Wohn-Palme Whiss' genau gegenüber lag.

Da hing auch ein winziges Baumhaus zwischen den großen, breitflächigen Blattern. Das Holz war angemalt, so daß es aussah, als hätte jemand einen Farbkasten ausgeleert.

Bei Jims und Pepes Streicharbeiten schien sich für seine eigenen Zwecke noch jemand beteiligt zu haben: Blobb-Blobb, Whiss' Nachwuchs.

Er war seinem Vater oder seiner Mutter – so genau wußte man bei diesen Geschöpfen aus dem Mikrokosmos nicht, ob sie weiblichen oder männlichen Geschlechts waren – aus dem Gesicht geschnitten.

Und dieses Geschöpf schaute zwischen zwei Blättern hervor, die es spielerisch mit großen Hibiskusblüten dekoriert hatte, um in ihnen herumzuturnen und außerdem bei Bedarf den Nektar auszusaugen.

»Hallo, alte Naschkatze!« rief der Inder fröhlich nach oben, als er die Bewegung zwischen den Blättern mehr ahnte als sah. Was sich dort zeigte, war in der Tat wirklich sehr winzig. Keine drei Zentimeter groß, aber mit allem ausgestattet, was typisch war für einen Vertretet seiner Rasse.

Es hatte einen kahlen Kopf, auf dem elf winzige dunkle, erhabene Punkte zu erkennen waren. Die dicken runden Augen quollen hervor wie bei einer Schildkröte. Blobb-Blobbs winzige Arme und Beine waren Miniaturausgaben wie bei einem Gartenzwerg, und das Gesicht war sowohl menschlich als auch vogelähnlich und schildkrötenhaft zu bezeichnen. Daß er außerdem zwischen den Schultern noch ein wunderschönes, seidiges und in allen Regenbogenfarben schimmerndes Flügelpaar besaß, rundete das Bild ab.

»Heh, Glatzkopf!« dröhnte es respektlos aus der Höhe, und der Spalt zwischen den Blättern verbreiterte sich. »Hab' da gerade etwas von meinem Erzeuger vernommen… Könnt ihr nicht mit mir vorlieb nehmen? Ich könnte euch sicher auch helfen…«

»Wenn du mal größer bist, Blobb-Blobb!«

»Das krieg' ich immer wieder zu hören«, maulte der Winzling.

»Du bist ein prima Kerl, aber noch zu verspielt. Wer weiß, was du in Bangkok alles anrichten würdest. Besser, du bleibst hier und nimmst noch ein bißchen zu – an körperlicher und geistiger Reife…«

Blobb-Blobb murmelte etwas in seinen Bart, das keiner verstand.

Rani Mahay wandte sich dem Freund aus New York zu.

»Okay. Wir können… Ziel Bangkok, Rajawong Road, Mizus Spezial-Restaurant…«

Blobb-Blobb entgingen die leise gesprochenen Worte nicht. Er hatte ein gutes Gehör.

»Na, warte…«, knurrte er leise, und keiner unten konnte es hören.

Der Winzling ließ sich einfach zwischen den Spalt rutschen und fiel in die Tiefe, breitete seine buntschillernden Schmetterlingsflügel aus und schwebte lautlos und unbemerkt hinter den Rücken Richard Patricks, griff nach dem Umschlag der linken Jackett-Tasche und schlüpfte in dem Moment dort hinein, als Patrick und Rani Mahay sich nach Bangkok versetzten.

Daß sie einen ›blinden Passagier‹ dabei hatten – ahnten sie beide nicht…

*

»Es ist so weit. Wir sind da…«

Desirée Mallon, die junge Französin, vernahm die Worte wie aus weiter Ferne.

»Aufwachen. Du hast einen guten Schlaf…«, hörte sie eine vertraute Stimme. Eine zarte, junge Hand rüttelte sie an den Schultern. »Ich habe fast kein Auge geschlossen. Aber ich glaube, wenn ich im Hotel bin, falle ich todmüde ins Bett.«

Desirée Mallon fühlte sich wie gerädert. Ihr Nacken schmerzte. Ein Sitz im Flugzeug ist zum Schlafen nicht das bequemste.

»Du irrst«, widersprach sie leise und reckte die Glieder. »Ich habe gesehen, daß du geschlafen hast. Mehr und ausdauernder als ich. Ich wundere mich überhaupt, daß ich nach all den Aufregungen und der Hektik überhaupt noch eingenickt bin.«

Desirée Mallon erschien immer noch alles traumhaft.

Wie ein Film liefen nochmal alle Szenen vor ihrem geistigen Auge ab.

Da war das Erlebnis in den Morgenstunden; ihr Gespräch mit Freundin Jeanne, deren Absicht, wieder die Ballettschuhe anzuziehen und mit einer Tanzgruppe kreuz und quer durch die Welt zu ziehen. Eine abenteuerliche Vorstellung, von der sie sich mitreißen ließ und sie innerlich bereitmachte, auch ›ja‹ zu sagen, wenn ihr diese Chance geboten wurde.

Das war der Fall… Unerwartet. Nach dem Telefonat mit einem gewissen Monsieur Maurice Vesner hatten sich die Dinge dann überstürzt:

Ursprünglich war vorgesehen, daß Jeanne Benoir am Abend dieses

merkwürdigen Tages im Hotel »President« nochmal Probe tanzte. Bei dieser Gelegenheit wollte sich auch Desirée vorstellen.

Aber es war alles ganz anders gekommen.

Eine halbe Stunde nach dem Anruf hatte das Telefon wieder geklingelt. Diesmal war Vesners Sekretärin am Apparat und sagte den Termin für den Abend ab. Der Manager der Tanzgruppe hätte plötzlich Paris verlassen müssen, um einen dringenden, zuvor nicht bekannten Geschäftstermin im Ausland wahrzunehmen. Das alles änderte jedoch nichts an Vesners Absicht, den in die engere Wahl gezogenen Damen die Chance zur Mitarbeit zu geben.

Sie wurden aufgefordert, in vier Stunden reisefertig zu sein und zum Pariser Flughafen Orly zu kommen, wo eine günstige Chartermaschine wartete.

Wer frei und unabhängig sei – so die Meinung der Sekretärin – und daran interessiert, gutes Geld zu verdienen, müsse sich auch schnell entscheiden können.

Desirée sah ihre Felle schon wegschwimmen, denn im Gegensatz zu Jeanne Benoir hatte sie kein vorbereitendes Gespräch mit Monsieur Vesner geführt.

Er kannte sie also nicht.

Dennoch ließ er – ebenfalls durch seine Sekretärin – Jeanne wissen, daß sie die vorgeschlagene Freundin mitbringen könnte. Alle Spesen würden selbstverständlich ersetzt. Für den Fall, daß Desirée Mallon sich nicht für die Truppe eigne, würde sie auf Kosten des Unternehmens zurückgeflogen.

Jeanne jubelte nach dieser Nachricht, fiel Desirée um den Hals, und die Freundin meinte, daß sie wohl auf Monsieur Vesner einen besonderen Eindruck gemacht hätte. Sonst wäre er doch kaum so großzügig gewesen, auch die Kosten für sie zu tragen, ohne sie zuvor gesehen zu haben.

Er schien entweder Jeannes Geschmack zu akzeptieren, oder etwas war im Busch.

Was in den frühen Morgenstunden geschehen war, konnte sie einfach nicht vergessen, und sie brachte es wiederum in Zusammenhang mit dem, was augenblicklich geschah.

Die gleiche Stimme, die drohende Worte zu ihr sprach, hatte sie nochmal gehört, als Jeanne mit Monsieur Vesner telefonierte.

Hier ging etwas vor, das sie sich nicht erklären konnte.

Ihr Gefühl sagte ihr, daß es besser sei, dem Ruf des Monsieur Vesner nicht zu folgen. Aber an der Mechanik der Dinge ließ sich schließlich nichts mehr ändern.

Jeanne war überzeugt davon, daß das Ganze wohl so etwas wie ein Test sei, um herauszufinden, ob sie auch wirklich frei und unabhängig waren und sich auf rasch wechselnde Situationen schnell genug

einstellen konnten.

Im Hotel ›President‹ waren für sie je viereinhalbtausend Francs hinterlegt. Das war der Vorschuß für einen Monat, auch dann nicht zurückzahlbar, wenn sich wider Erwarten keine gemeinsame geschäftliche Basis fand.

Von den Mädchen wurde lediglich erwartet, daß sie zum vereinbarten Zeitpunkt alle notwendigen Formalitäten erledigten und pünktlich auf dem Flughafen eintrafen.

Weder für Jeanne noch für Desirée war dies ein Problem.

Die Bistro-Inhaberin hatte diesen Tag schon vorgeplant und eine Vertreterin eingearbeitet, die das Bistro übernahm, wenn Jeanne sich für die komplette Tournee entschied.

Desirée Mallon war arbeitslos, zahlte mit dem Geld drei Monate ihre Miete im voraus, packte ihre Koffer und fuhr zum Flugplatz.

Die Maschine flog nach Spanien, Landung erfolgte in Malaga. Die Formalitäten waren schnell erledigt.

Es war genau fünfzehn Uhr, als sie die Sperre passierten.

Um ihr Gepäck brauchten sie sich nicht zu kümmern, das würde automatisch von einem Sonderbus gebracht.

Auch für sie selbst stand ein Bus bereit. Er brachte sie in die Berge, wo ein einsames Hotel stand. Dort wollte man in aller Ruhe über Einzelheiten mit ihnen sprechen, und dort sollten sie dem Vernehmen nach auch auf Monsieur Vesner treffen, der vorausgefahren war.

Insgesamt waren es vierundzwanzig gutgewachsene junge Damen, die dem Ruf des Managers gefolgt waren. Sie entsprachen alle einem Typ: Groß, langbeinig, charmant.

Die meisten waren in bester Stimmung, nur einige wirkten sehr ruhig und nachdenklich. Und die Anzahl derer, die plötzlich Gewissensbisse bekamen, wuchs, als sie das einsame Hotel erreichten.

Das Gebäude war alt, die Fassade verwittert, die Beschriftung ›Hotel‹ und ›Habitationes‹ war nur noch zu ahnen, denn zu sehen.

Die Stimmung, die vorhin noch voll Begeisterung und Frohsinn war, sank beträchtlich.

»Das ist doch kein Hotel, sondern eine bessere Herberge«, meinte eine Blondine mit kecker Pferdeschwanzfrisur.

»Durch die hohen Vorauszahlungen für die Gruppe müssen sie irgendwo sparen«, warf eine andere ein und meinte es sogar ernst. »Vielleicht ist das Ganze nur für eine Nacht… Es ging ja alles sehr schnell.«

Doch gerade daran, daß alles so schnell gegangen war, fingen plötzlich die meisten an, sich zu stoßen.

Was ihnen vorher gleichgültig war, bekam angesichts dieses ›Hotels‹ plötzlich Bedeutung.

Ging wirklich alles mit rechten Dingen zu? Oder hatte man sie nur

von zu Hause weggelockt?

Eine Entführung im großen Stil?

Woran sie vorher nie gedacht hatten, kam ihnen nun zu Bewußtsein.

Man las es immer wieder: Menschenhandel kam auch heute noch vor. Junge Mädchen wurden nach Afrika und Arabien geschmuggelt und verschwanden in zwielichtigen Vergnügungsetablissements. Man hörte nie wieder von ihnen, denn man nahm ihnen nach der Einreise kurzerhand die Ausweise weg, und ohne Papiere konnten sie das Land, in das sie verschleppt wurden, nicht verlassen.

»Auch unsere Pässe hat man eingezogen«, meinte eine Teilnehmerin kleinlaut, als sie das Hotel betraten.

Im Vorraum standen kleine Tische und abgewetzte alte Polstermöbel. Eine braungestrichene Holztreppe führte leicht gewendelt in die oberen Etagen. Über mehr Stockwerke verfügte das Haus nicht. Es gab auch keinen Aufzug.

Das Hotel gehörte einem alten Ehepaar, das sich sehr um sie bemühte. Vesners Sekretärin, die Reisebegleiterin, traf wenig später mit einem Taxi ein. Sie hatte auf dem Flugplatz noch einige Formalitäten erledigt. Sie wurde mit Fragen und auch mit etlichen Vorwürfen empfangen.

Maurice Vesners Sekretärin zeigte Verständnis für die Aufregung und entschuldigte das Vorkommnis.

»Leider war es uns nicht mehr möglich, in der Eile ein besseres Haus zu mieten«, erklärte sie. »Wir bedauern sehr, Sie hier unterbringen zu müssen. Doch es ist nur für eine Nacht. In Tangar – wir werden morgen nach dem Frühstück dorthin fliegen – erwartet Sie ein Haus der Spitzenklasse.«

Ihre ruhigen Worte, ihre charmante Art überzeugte die meisten, aber nicht alle.

»Und was ist mit unseren Pässen?« meldete sich eine Zweiflerin zu Wort. »Warum hat man sie uns abgenommen?«

»Abgenommen?« empörte sich die Sekretärin Maurice Vesners. »Ich habe sie eingesammelt um damit den Ablauf der Formalitäten auf ihr Minimum zu beschränken.« Ihre Stimme klang schärfer. »Dies, meine Damen – geschah in Ihrem eigenen Interesse! Der Tag war anstrengend für Sie – wie für uns. Wir mußten in kurzer Zeit viel erledigen. Warum sollte ich Sie also noch mit den Unannehmlichkeiten der Abfertigung belasten, wenn wir es pauschal über die Bühne bringen konnten?« Sie legte eine Sprechpause ein und blickte in die Runde. »Wenn Sie irgendwelche Zweifel an der Seriosität unseres Unternehmens haben, ziehen Sie bitte die Konsequenzen daraus. Sie können umgehend zum Flughafen zurückkehren. Draußen steht noch ein Taxi. Ich gebe derjenigen Dame sofort den Paß zurück.

Vierundzwanzig Stunden' früher als den anderen, die ihre Ausweise unaufgefordert nach der Ankunft in Tanger erhalten, wo die Gruppe ebenfalls die Vorteile einer pauschalen Abfertigung genießen kann.«

Betroffenes Schweigen. Man sah einigen Teilnehmerinnen an, daß sie sich schämten, überhaupt den Verdacht geäußert zu haben, hier könnte etwas nicht mit rechten Dingen zugehen.

»Außerdem hätten Sie nicht unbedingt auf meine Rückkehr zu warten brauchen«, fuhr die Sekretärin fort. »Monsieur Vesner ist schon im Haus und hätte Ihnen alles erklärt.«

Es schien, als hätte es nur dieses Stichworts bedurft.

Auf der Treppe tauchte ein Mann auf. Er trug einen maßgeschneiderten Anzug, elegant gestreifte Krawatte, machte einen gepflegten Eindruck und hatte ein sicheres Auftreten.

Maurice Vesner war ein Charmeur.

Er knüpfte da an, wo die Sekretärin aufgehört hatte und ließ die Tänzerinnen wissen, wie leid es ihm tat, daß es nur hier noch möglich war, eine Unterkunft zu finden.

Aber dafür sei die Landschaft erholsam. Sie lade ein zu ausgedehnten Spaziergängen, von Benzinluft wie in der Großstadt könne hier keine Rede sein. Die Autos, die sich in die Sierra Nevada verirrten, seien zu zählen.

Er begrüßte die Teilnehmerinnen, lud sie dazu ein, sich jederzeit vertrauensvoll an ihn zu wenden und wünschte ihnen trotz allem einen angenehmen Aufenthalt.

»Es liegt an uns, was wir daraus machen.«

Die Mädchen klatschten ihm Beifall, und alles, was sie vor wenigen Minuten noch geglaubt und gedacht hatten, war vergessen.

Jeanne Benoir stellte bei dieser Gelegenheit ihre Freundin vor, die Vesner noch nicht kannte.

Er begrüßte sie herzlich. Instinktiv streckte Desirée schon die Hand aus, weil sie glaubte, daß der Manager sie mit Handschlag begrüßte.

Aber entweder war er in Gedanken versunken, oder er mied die Berührung absichtlich.

Wieder stieg in Desirée ein eigenartiges Gefühl gegen Vesner auf.

Als er mit ihr sprach, ging es ihr durch Mark und Bein, weil dies genau die Stimme war, die sie bestimmt nicht so schnell in ihrem Leben vergaß.

Er ließ sie ein paar Schritte gehen, eine Pirouette drehen und nickte wohlgefällig.

»Sie können sich gut bewegen. Da Sie eine Ausbildung haben, wird es wohl kaum Probleme beim Tanz geben. Die Empfehlung von Mademoiselle Benoir geht in Ordnung, wie ich feststellen kann.« Er lächelte in gewinnender Art, aber es gefiel Desirée nicht. Es war das Lächeln einer Schlange, die das Kaninchen hypnotisiert…

Unwillkürlich drängte sich dieses Bild auf.

Maurice Vesner wandte sich nochmal an alle und forderte die eingetroffenen Damen auf, ihre Zimmer zu betreten. Er selbst hatte sein Domizil in einem Eckzimmer der ersten Etage. Wenn jemand Fragen oder Wünsche hätte, mit der seine Sekretärin nicht zurechtkäme, solle man sich vertrauensvoll an ihn wenden… In den nächsten drei bis vier Stunden sei dies allerdings nicht möglich, weil er nochmal nach Malaga müsse, um geschäftliche Dinge zu regeln.

»Aber heute abend sehen wir uns auf alle Fälle noch, meine Damen, und dann können wir alles in Ruhe bei einem Vino Tinto oder einer Sangria besprechen. Nutzen Sie die Zeit, ruhen Sie sich aus. Der Tag war anstrengend…«

Das bestätigten ihm die meisten.

Maurice Vesner ging mit seiner Sekretärin auf die Seite und sprach noch kurz mit ihr.

Dann verließ er das Hotel.

Desirée Mallon sah ihm gedankenversunken nach. Jeanne Benoir entging der Blick der Freundin nicht.

»Na? Er ist doch großartig, findest du nicht auch? Wie gefällt er dir?«

Desirée Mallon zuckte die Achseln. »Ich weiß nicht«, murmelte sie wie abwesend und ging gemeinsam mit der Freundin als letzte nach oben.

Das Motorengeräusch des sich entfernenden Taxis wurde leiser.

»Du weißt nicht?« dehnte Jeanne die Frage.

»Oui, es ist so, wie ich dir sage. Ist dir nichts aufgefallen?« fragte Desirée plötzlich.

»Was sollte mir aufgefallen sein?«

»Nun, zum Beispiel – sein Geruch.«

»Sein Geruch? Roch er zu stark nach Eau de Cologne oder After Shave?«

»Nein. Im Gegenteil…«

»Roch er – unangenehm?«

»Kommt darauf an, wie man's empfindet. Ich empfand es jedenfalls so. In seiner Nähe habe ich ganz deutlich einen – schwefligen Geruch wahrgenommen.«

Jeanne Benoir schüttelte den Kopf und fuhr sich durchs Haar. »Soll das ein Witz sein?«

»Es ist mein voller Ernst. Er roch nach Schwefel! Du kannst von mir denken, was du willst… Ich hätte meine Gefühle, die ich seit dem frühen Morgen mit mir herumtrage, nicht unterdrücken sollen, sondern besser auf sie hören… Mit Vesner stimmt etwas nicht! Der Mann ist mir unheimlich…«

»Unheimlich? Ich verstehe dich nicht, Desirée. Er ist ausgesprochen

charmant. Wahrscheinlich hast du dich von ein paar nervösen Kolleginnen durcheinander bringen lassen, die vorhin gleich lauthals meckerten, weil etwas nicht nach ihrem Geschmack war. Bei einem solchen Unternehmen – besonders dann, wenn Eile geboten ist – kann jederzeit etwas schiefgehen. Na und…? Das ist doch kein Grund, gleich Schwarzmalerei zu betreiben.«

»Gewiß nicht. Aber einiges ist hier nicht in Ordnung.«

»Gründe!«

»Kann ich kaum nennen. Es ist mein Gefühl… so etwas… wie eine Ahnung… da war dieser Schwefelgeruch… die Stimme, die mit der übereinstimmt, die ich in jenen Minuten hörte, als ich von dem unheimlichen Besucher erstickt werden sollte.«

»Willst du damit etwa sagen, daß Vesner es war, der am frühen Morgen wie ein Geist in deinem Zimmer erschien?«

Jeanne war stehengeblieben und starrte die Freundin an.

Desirée seufzte. »Ich weiß, daß sich das alles ungereimt anhört. Aber wenn du mich fragst, will ich dir auch eine ehrliche Antwort geben. Ja, manchmal kommt es mir so vor, als wäre er es gewesen, der mich umbringen wollte… Natürlich ist das Blödsinn, wie soll er in mein Zimmer gekommen sein, welche Gründe sollte er haben… tausend Argumente sprechen gegen eine solche Annahme. Er will etwas von mir… von dir… von uns allen… Aber ich finde es heraus, was es wirklich ist, darauf kannst du dich verlassen!«

»Was hast du vor?«

»Einiges. Ich möchte nicht darüber sprechen.«

»Desirée! Mach keinen Unsinn! Du jagst mir Angst ein…«

»Keine Sorge, Jeanne. Ich bin schon vorsichtig und werde herausfinden, warum er nach Schwefel roch… und warum er mir keine Hand gab, wie es doch vorhin eigentlich ganz natürlich und vernünftig gewesen wäre.«

»Eins mußt du mir versprechen.«

»Ja?«

»Wenn du Hilfe brauchst, wendest du dich an mich.«

»Versprochen, Jeanne.«

*

Sie stellte ihr Handgepäck auf einen Stuhl, warf sich einige Minuten quer über das Bett und dachte nach.

Vesner war mit dem Taxi weggefahren. Sie konnte es also riskieren…

Obwohl ihr einige Stunden Schlaf nach den strapaziösen Vorbereitungen gut getan hätten, konnte sie kein Auge schließen.

Desirée war voller Unruhe, erhob sich und öffnete ihre

Handtasche.

Mit einem Stielkamm und einer Haarnadel war sie in der Lage, jede Tür zu öffnen. Ein ehemaliger Freund, der Automechaniker war, hatte ihr diesen Trick beigebracht. Nun konnte sie ihn zum ersten Mal anwenden.

Sie öffnete spaltbreit die Tür ihres Zimmer. Der schummrige, enge Korridor mit den mündenden Türen lag menschenleer vor ihr. Rumoren hörte man in den Zimmern, dann Stimmen, plätscherndes Wasser…

Nur keine Radiomusik. Mit solchen Geräten waren die Zimmer nicht ausgestattet.

Desirée Mallon zog ihre Schuhe aus, lehnte die Tür an und huschte auf Zehenspitzen zur Korridorecke. Drei Zimmertüren weiter befand sich Maurice Vesners Unterkunft.

Ungesehen erreichte sie die Tür.

Ein letzter Blick über die Treppe nach unten und den Korridor zurück – dann unternahm sie ihren Einbruchsversuch.

Überrascht stellte Desirée fest, daß die Tür nicht abgeschlossen war.

Sie hielt den Atem an und klopfte zaghaft an, um sich zu vergewissern, ob nicht jemand im Zimmer war. Vielleicht Vesners Sekretärin, die etwas holen mußte.

Sollte das der Fall sein, wäre Desirée nicht um eine Ausrede verlegen…

Eine Tür ging. Am anderen Ende des Korridors wurde ein Zimmer geöffnet.

Desirée Mallon handelte automatisch.

Klinke herabdrücken, Tür nach innen schieben und über die Schwelle huschen – waren eins. Dabei riskierte sie, in eine zwielichtige Situation zu geraten für den Fall, daß die Sekretärin sich tatsächlich im Zimmer aufhielt.

Sie drückte die Tür ins Schloß und befand sich in dem fremden Raum, den zu inspizieren sie sich vorgenommen hatte.

Die Sekretärin war nicht da, aber Maurice Vesner hatte Desirée Mallon am wenigsten erwartet…

*

Sie stand da wie angewurzelt.

Vesner musterte sie eiskalt lächelnd.

Am liebsten hätte Desirée auf dem Absatz kehrt gemacht. Aber sie schien wie gelähmt und war unfähig, sich zu bewegen.

»Überraschender Besuch«, meinte Vesner grinsend und kam auf sie zu. »Fast habe ich damit gerechnet…«

Das war die Stimme, die sie während der grauenhaften Minuten in Todesangst in ihrem Kopf gehört hatte!

»Wer sind Sie… und was wollen Sie wirklich von mir?« stieß Desirée Mallon hervor, löste sich von der Tür und versuchte, ihre Angst unter Kontrolle zu bekommen. Die Wände waren dünn, sie hielt sich nicht allein in diesem merkwürdigen Hotel auf, sondern rund dreißig andere Personen waren abgestiegen. Wenn Vesner komisch wurde, brauchte sie nur um Hilfe zu rufen.

Dieser Gedanke beruhigte sie.

»Eine gute Frage«, grinste der Manager der Gruppe hämisch. »Aber sicher nicht die einzige, die du auf dem Herzen hast, nicht wahr?« sprach er in vertraulichem Tonfall weiter. »Bestimmt hast du auch Interesse daran, warum ich nochmal zurückgekommen bin? Oder täusche ich mich da?«

»Nein… Sie täuschen sich nicht…«

»Ich bin gar nicht weggefahren, ich habe den Fahrer lediglich weggeschickt und bin dann auf mein Zimmer zurückgekehrt, weil ich wußte, daß du kommen und mich besuchen würdest.«

»Sie… wußten, daß .?« stammelte Desirée. In ihrem Hirn fieberten die Gedanken. Hatte sie sich durch ihr Verhalten verraten?

»Deine Augen haben mir mehr gesagt als deine Lippen«, fuhr Vesner einfach fort. »Ich wußte schon die ganze Zeit über, daß sich unsere Wege nochmal kreuzen würden. Das Schicksal hat uns zusammengeführt. Das Schicksal – und sein Wille…«

»Wessen Wille?«

»Der Wille des Mannes, der die Entdeckung machte. Und der ich auch bin. Mein richtiger Name ist – Fernand Metier…«

Die Französin fuhr zusammen wie unter einer kalten Dusche.

Sie war verrückt! Was sie da hörte, konnte nicht wahr sein!

Fernand Metier – der Mann, der vor mehr als einem Vierteljahrhundert in der Wohnung, in der sie nun lebte, Selbstmord begangen hatte!

*

Sie waren mitten unter den Menschen, die die Rajawong-Road bevölkerten.

Es war schon dunkel.

Bunte Lampions brannten und zauberten eine exotische Atmosphäre. Die Beleuchtungen an den Kinos, Theatern, Lokalen und Bars überboten sich in ihrer farbigen Vielfalt und lockten die Menschen an.

In dem Gewimmel auf der Straße fiel nicht auf, daß plötzlich wie aus dem Boden gewachsen zwei Menschen da waren, die vorher nicht

in Erscheinung traten.

Richard Patrick und Rani Mahay kamen nur wenige Schritte von dem Spezialitäten-Restaurant der Madame Mizu entfernt an und steuerten sofort auf den Eingang zu.

Ein grüner Neonpfeil deutete um die Ecke der schmalen Gasse, wo man das Hotel Mizu betrat.

Die beiden Männer kamen überein, sich an der Straßenecke zu trennen.

Patrick wollte einen Blick ins Restaurant werfen, und Rani Mahay wollte nachsehen, ob Björn und Carminia sich eventuell in dem Gebäude eingemietet hatten.

Der untersetzte Amerikaner betrat das Restaurant und registrierte nicht, daß etwas Kleines am Anschlag seiner Tasche fummelte, ihn anhob und neugierig nach außen spähte.

Blobb-Blobb, mit seinen drei Zentimetern Lebensgröße so groß wie ein Radiergummi, den man beiläufig in die Tasche steckte, schaute neugierig nach draußen.

Kein Mensch wurde auf den Winzling aufmerksam, der aus dem Spalt des Jacketts spähte und das Treiben ringsum beobachtete.

Madame Mizus Spezial-Restaurant war nicht mehr so stark besucht wie in den frühen Abendstunden.

Bei seinem Eintritt bemerkte Richard Patrick eine dicke Frau an der Hintertür. Die Chinesin trug ein farbiges Seidengewand, das ihren voluminösen Körper verdecken sollte.

Sie redete scharf auf einen Kellner ein, mit dessen Verhalten oder Arbeit sie nicht ganz einverstanden zu sein schien.

Aus dem Mund, des Mannes kamen ein paar schnelle Worte. Die Silben ›Madame Mizu‹ glaubte Patrick noch zu verstehen.

Dann nahm er an dem Ecktisch Platz, und die Stimme war plötzlich in seinem Kopf.

»Das ist sie nicht«, wisperte es in ihm. »Der Mann spricht sie mit einem Namen an, der ihr gar nicht gehört.«

Richard Patrick fuhr zusammen und wandte den Kopf, weil er glaubte, daß ihn jemand von der Seite angesprochen hatte.

»Nicht da!« beschwerte sich die Stimme in ihm. »Hier bin ich… greifen Sie mal vorsichtig in Ihre Tasche, Mister Rich!«

Was sich bewegte wie eine Maus, war der vorwitzige Blobb-Blobb, Whiss' Nachwuchs, der kleinste und frechste Marlos-Bewohner.

»Du bist also doch mitgekommen«, entfuhr es Patrick.

Blobb-Blobb sah ihn so treuherzig aus seinen kugelrunden, hervorquellenden Augen an, daß er unwillkürlich lachen mußte.

Der Winzling hatte einen seiner Fühler leicht ausgefahren. Es war eine sogenannte ›Para-Antenne‹ mit der er seine vielseitigen geistigen Fähigkeiten ausübte. Allerdings geriet ihm noch vieles durcheinander.

Die Kräfte waren für menschliche Verhältnisse zwar enorm, aber noch keineswegs ausgereift.

»Was war das, was du vorhin angedeutet hast?« hakte Richard Patrick nach.

»Die dicke Frau, die durch die Hintertür verschwunden ist und sich Madame Mizu nennen läßt, ist eine andere. Madame Mizu ist tot! Und sie weiß das. *Alle* wissen es… auch der Kellner… sein Name ist Liu… aber er hat Angst zu sprechen. Er haßt die Frau, weil er alles tun muß, was sie von ihm verlangt. Und sie weiß auch etwas über Björn und Carminia… oh weh, das sieht schlimm aus!« entfuhr es ihm erschrocken.

*

Ein Stöhnen entrann ihren Lippen.

Die ganze Welt schien sich mit einem Mal gegen sie verschworen zu haben. Sie begriff überhaupt nichts mehr.

Ein Toter war zurückgekehrt und hatte einen anderen Namen angenommen… Wie ein Karussell drehten sich die Gedanken in ihrem Kopf.

Die junge Französin sah das kalte Licht in den Augen ihres Gegenüber.

Mordgier funkelte in ihnen!

Die anderen Mädchen und sie waren in eine Falle gelockt worden, auch wenn Desirée noch nicht begriff, wie das alles funktionierte und zustande gekommen war.

Das leise teuflische Lachen Vesner-Metiers erzeugte eine Gänsehaut auf ihrem Rücken.

»Ich habe lange warten müssen«, sagte er triumphierend und gleichzeitig gefährlich. »Jedes Ding braucht Zeit für seine Entwicklung… damals, vor mehr als einem Vierteljahrhundert, bin ich als kranker und geschlagener Mann von einer Irrfahrt durch die Welt zurückgekehrt… ich war zwei Jahre unterwegs.In Ägypten. Ich habe die Wüste durchwandert und das Tal der Könige gesehen. Die Pyramiden, die in jedem Reiseführer erwähnt werden, habe ich ebenso aufgesucht wie unbekannte, verschüttete Bauwerke, deren Namen niemand mehr kennt, von denen man nicht mal weiß, auf wessen Initiative sie zurückgehen oder wem sie geweiht wurden… Schon vor viertausend und mehr Jahren gab es Geheimgesellschaften. Priester, Eingeweihte und Magier, die sich mit okkulten Praktiken befaßten. Unter den großen Herrschern des ägyptischen Reiches gab es viele, die nur als Marionetten bezeichnet werden können, denn in Wirklichkeit übten andere die Macht aus, und sie waren nur Repräsentanten.

In geheimen Tempeln wurden böse Mächte angebetet. Nicht nur

den Satan gibt es, meine Liebe. Das Böse wie das Gute kennt viele Spielarten. Rha-Ta-N'my und ihre Dämonen sind auch eine davon. Die Dämonenanbetung und -Verehrung wurde in großem Stil betrieben. Nicht umsonst findet man viele dämonenköpfige Ungeheuer gerade in der ägyptischen Mythologie… Die alten Ägypter hatten Einblicke in Reiche und Bereiche, wie wir sie uns heute gar nicht mehr vorstellen können.

Auf meinen Reisen durch die Welt ging ich den Spuren des Dämonischen nach – und fand sie in alten Tempeln, von denen heute kein Geschichtsbuch mehr berichtet, am besten erhalten. Ich stieß auf ein unterirdisches Bauwerk, einen Tempel, der der Fruchtbarkeitsgöttin Selket geweiht war. Selket wird stets dargestellt mit dem Körper eines Skorpions und dem Kopf einer Frau.

In jenen unterirdischen Kammern entdeckte ich hunderte steinerner Zeugen. Der Skorpion-Dämon in allen Variationen. Der Skorpion-Dämon als Helfer einer Göttin der Finsternis, deren Name Rha-Ta-N'my ist… als ich die Kammern verließ, glaubte ich nur drei oder vier Tage in ihnen und jener beklemmenden, gespenstischen Atmosphäre ausgesetzt gewesen zu sein…

Mit Erschrecken – damals noch mit echtem Erschrecken – «, machte er deutlich, »mußte ich schließlich erkennen, daß ich zwei volle Jahre in jenen Kammern herumgeirrt bin. Ohne etwas zu essen oder zu trinken… Aber etwas hat mich am Leben erhalten. Jene vom Bösen geschwängerte Atmosphäre, in der die Kraft des Skorpion-Dämons in Luft, Stein und Sand noch wirkte. Jene Kraft suchte sich neu zu entfalten. Und so hielt sie mich am Leben – um mir dann doch den Tod zu geben. Denn nach meiner Rückkehr nach Paris wurde ich von dem unbarmherzigen Gedanken getrieben, selbst Hand an mich zu legen und meinem Leben ein Ende zu machen. Was starb, war nur die Hülle, in der man mich als Fernand Metier kannte. Während meines Aufenthaltes in der Tempel-Ruine war ich ein anderer geworden. Der Geist des Skorpion-Dämons hatte mich gestreift, und ich wurde mit ihm in der Stunde meines Todes als Fernand Metier vereint.

Bis zu dem, was heute geschieht und in den Tagen davor geschehen ist, brauchte es eben jenes Vierteljahrhundert.

Mein Geist streift schon lange wieder durch die Welt. Aus dem Unsichtbaren strecke ich meine Fühler aus… wurde auch fündig in verwandten Geistern. Der Skorpion-Dämon, einer von Rha-Ta-N'mys Lieblingsgestalten, hat Eingang gefunden in diese Welt, in diese Zeit. Die Macht, die er in der Vergangenheit repräsentierte, ist neu entfacht.

Es gibt verwandte Geister in der Welt, man muß sie nur suchen.

Bereits jetzt habe ich eine treue Verbündete. In Bangkok. Sie hat das Leben einer Frau übernommen, die sie zuvor tötete. Sie hat den Skorpion angebetet, und der Dämon hat sie erhört. Ich habe sie erhört.

Meinem Willen werden bald noch mehr gehorchen. Niemand kann sich mir widersetzen.

Und dich habe ich dazu auserwählt, an meiner Seite zu herrschen. Die anderen Mädchen, die ich ausgesucht habe, werden unsere Sklaven und Helfer sein und bald eingehen in jenen dunklen Ort, wo Fernand Metier einst zwei Jahre seines Lebens zubrachte, ohne es zu wissen…«

Todesgefahr!

So deutlich wie in diesem Augenblick hatte Desirée sie noch nicht gespürt.

Flieh, hämmerte der Gedanke hinter ihrer Stirn.

Sie überlegte nicht lange.

Desirée Mallon warf sich herum, der Tür entgegen.

Mit einer scharfen Bewegung wollte sie den Mann, der zwischen ihr und dem Ausgang stand, zur Seite reißen und nach draußen flüchten.

Zwei Dinge geschahen da gleichzeitig.

Die junge Frau griff ins Leere.

Vesner – Metier war körperlos, eine Geistererscheinung, ein Spuk, durch den ihre Hände hindurchgingen!

*

Durch den eigenen scharfen Schwung nach vorn gerissen, flog sie der Tür entgegen, weil die Person als Bremse nicht mehr vorhanden war.

Instinktiv streckte Desirée Mallon ihre Hände aus, um den Aufprall zu mildern.

Da verlor sie den Boden unter den Füßen und stürzte scheinbar endlos weiter, denn die Tür, die sie gerade noch als Hindernis vor sich gesehen hatte, gab es nicht mehr…

Das Hotelzimmer, in dem sie sich befunden hatte, war verschwunden!

Gespenstisches Zwielicht umgab sie, flackernder Fackelschein, der groteske Licht- und Schattenreflexe an die nahtlos gefügten Quaderwände warf.

Käfer und Insekten krabbelten in den Ritzen, gewaltige Spinnweben hingen in der Luft und an Mauervorsprüngen und wehten wie hauchdünne Schleier vor ihren Augen.

Aus dem Hotelzimmer war eine grobgemauerte Kammer geworden, ein fensterloses Verlies mit stickiger Luft, die darüber hinaus unangenehm kühl war und sie frösteln ließ.

Verwirrt und erschrocken blickte sie sich in der Umgebung um.

Wo befand sie sich und vor allen Dingen – wie kam sie hierher?

Sie verstand überhaupt nichts mehr, atmete schnell, das Herz schlug ihr bis zum Hals, und sie taumelte zwei, drei Schritte nach vorn, um die sie umgebenden Wände abzutasten.

Da sah sie im Halbdunkeln die Nischen in den Mauern.

In einigen standen uralte steinerne Statuen, manche nur zehn Zentimeter groß, andere bis zu dreißig Zentimeter.

Alle Darstellungen waren Skorpione mit Menschenköpfen.

Aufrecht standen sie, die Schwanzspitzen nach vorn gekrümmt. In den zangenartigen Scherenarmen hielten sie nach Menschenmanier Pfeil und Bogen. Die Pfeile hatten die Form der Giftstacheln der Skorpione.

»Oh, mein Gott«, wimmerte Desirée leise und erschrak vor ihrer eigenen Stimme. »Was… hat das alles zu bedeuten?«

Die Phantasie ging mit ihr durch.

Vesner – Metier hatte etwas von einem unterirdischen Tempel und von Skorpionmenschen-Skulpturen gefaselt… Genau das alles sah sie jetzt.

»Schau dich nur um, meine Liebe!« hörte sie die bekannte, verächtlich und provozierend klingende Stimme.

Mit einem Aufschrei warf Desirée Mallon sich herum.

»Ich habe dir gesagt, daß wir zusammenkommen werden, daß du bald bei mir sein wirst. Hast du die Worte, die ich zu dir gesprochen habe, als ich das erste Mal bei dir war, vergessen?«

Die Französin preßte die geballte Faust vor die zitternden Lippen, um nicht laut schreien zu müssen bei dem Anblick, der sich ihr bot.

Sie sah Vesner-Metier in seiner wirklichen Gestalt.

Er kam mit einer leicht schaukelnden Bewegung, wie sie fremd für einen Menschen war, aus dem Halbdunkeln direkt auf sie zu.

Das war eine überdimensionale Vergrößerung jener steinernen Skulpturen der Skorpionmenschen, die in den Wandnischen standen.

Aber was da auf sie zukam, war keine Skulptur.

Die dämonische Gestalt lebte.

Auf einem Skorpionkörper saß ein Menschenkopf.

Der von Vesner-Metier!

*

Da wich sie zurück, Schritt für Schritt. Sie zitterte am ganzen Körper wie Espenlaub.

Vesner-Metier grinste höhnisch.

»Komm zu mir… in meine Arme… du sollst meine Königin werden, die Frau, die von hier aus gemeinsam mit mir über tödliche Untertanen herrschen wird. Wir werden sein und bleiben wie die Skulpturen. Für jede Skulptur wird es eine Skorpion-Frau geben. Der

Anfang ist gemacht. Die Girls in dem Hotel werden wir noch heute, wenn sie schlafen, hierher bringen.«

»Nein«, stieß Desirée Mallon, von namenlosem Grauen erfüllt, hervor. »Nein, das darf nicht geschehen… niemals!«

»Niemand wird mich daran hindern. Und du selbst wirst bald die Macht kosten, die dein neuer Körper und dein neuer Geist dir vermitteln. Du bist meinem Geist begegnet – insgesamt zweimal. Einmal in deiner Wohnung, ein zweites Mal in dem Hotelzimmer… Ich habe einfach mein früheres Erscheinungsbild dorthin projiziert… Was dir jetzt noch schrecklich und abstoßend vorkommt und in dir den Wunsch weckt, es zu bekämpfen, wird für dich erstrebens- und liebenswert in dem Moment, wo du so bist wie ich. Mann und Frau sollten sich doch ähnlich sein, nicht wahr? Warum sträubst du dich dagegen? Deine Furcht ist unbegründet. Du wirst sterben wie ein Mensch stirbt, der vom Fürsten der Nacht, Graf Dracula, den Vampirkuß erhält. Du wirst neu erwachen und erblühen wie der Vampir, der nach diesem Kuß nächtens seinen Sarg verläßt. Du wirst – als Skorpionmensch fühlen, denken und handeln… Dein Tod als Mensch mündet ein in ein neues, begehrenswertes Leben, meine Liebe.«

Das bleiche, hartgeschnittene Gesicht auf dem Schulterring des Skorpions erinnerte sie an eine gespenstische Maske. Schaukelnd näherte sich ihr der Körper.

Da warf Desirée Mallon sich schreiend herum und lief los, ehe die Scheren des oberen Beinpaares sie greifen und zurückreißen konnten.

Sie lief einfach los, geradeaus, hinein in den Schatten, der aussah wie der Durchlaß in eine andere Kammer.

Es war einer.

Raschelnd und schabend eilte etwas Vielbeiniges hinter ihr her.

Der Skorpion-Dämon!

Der Boden war holprig. Ein Stollen, der durch ein dickes Gemäuer hindurchfühlte, wirkte wie ein schwarzer Rachen auf sie, der sie zu verschlingen drohte.

Keuchend lief Desirée in die Finsternis, die dahinter etwas auflockerte. Flackernder Lichtschein deutete darauf ’ hin, daß dort vorn wieder Fackeln brannten. Der Skorpion-Dämon lebte in seiner unterirdischen Tempel-Pyramide im rußenden Licht der Fackeln.

Jenseits des Gemäuers lag eine Wendeltreppe, die nach unten in tiefer liegende Kammern der Tempelanlage führte.

Desirée Mallon lief mechanisch weiter und taumelte über die ausgetretenen Stufen nach unten.

Plötzlich fehlte eine Stufe!

Die junge Frau aus Paris merkte es zu spät, trat ins Leere, schrie und klammerte sich haltsuchend an die rauhe Wand. Aber sie konnte

den Sturz nicht mehr abfangen.

Sie fiel, schlug auf die scharfkantigen Stufen und rutschte über einige nach unten.

Wie Feuer raste der Schmerz durch ihren Körper. Vier, fünf Sekunden blieb sie benommen liegen…

Weiter, peitschten ihre Gedanken, und die Furcht vor dem unheimlichen Verfolger trieb sie wieder in die Höhe.

Sie raffte sich auf, ungeachtet der Schmerzen, die jede Bewegung zur Qual werden ließen, in der Hoffnung, vielleicht doch noch irgendwo in diesem Labyrinth ein Versteck zu finden, das für den Skorpion-Dämon nicht zugänglich war. Was allerdings werden sollte, wenn ihr das nicht gelang, darüber dachte sie nicht nach.

Da war der Schatten auch schon über ihr.

Hart und unbarmherzig bohrte sich etwas in ihre rechte Schulter. Die Schere des oberen Beinpaares des dämonischen Wesens hielt sie fest und riß sie zurück.

Desirée Mallon schrie wie von Sinnen.

Der Skorpion-Dämon war da! Das lange Schwanzstück peitschte herum, krümmte sich nach vorn, und der tödliche Stachel zuckte genau auf sie zu.

*

Liu, der Kellner, warf einen kurzen, aufmerksamen Blick nach draußen ins Lokal. Nur drei Tische waren besetzt, und die besorgte seine Kollegin.

Der Moment war günstig.

Jetzt oder nie…

Haß loderte im Herzen des kleinwüchsigen Mannes.

Madame Mizu war eine Schlange.

Er war bereit, alles zu riskieren.

Er kannte ihre Pläne und wußte, daß sie nur darauf gewartet hatte, bis die beiden Menschen, die sie hatten sprechen wollen, wieder aus der Betäubung erwachten. Die Dosis mußte stark gewesen sein. Noch vor wenigen Minuten hatte das Paar sich noch nicht gerührt. So lange die Fremden nicht bei Bewußtsein waren, würde ›Madame Mizu‹ nicht handeln. Sie wollte die Opfer ihren Tod bewußt miterleben lassen.

Liu wußte, mit welchen Mitteln sie das bewerkstelligte. Sie konnte finstere Mächte beschwören und sich Untertan machen. Sie rief die Skorpione in die Köpfe derer, die sie vernichten wollte.

›Madame Mizu‹… sie hatte sich hier eingenistet und alle zu ihren Sklaven degradiert. Alle hatten Angst vor ihr, alle kannten die Wahrheit – aber keiner wagte es, sie offen auszusprechen oder jemand mitzuteilen.

Wer sagte, was er wußte, war des Todes. Und nicht nur er. Die ›neue‹ Madame Mizu, die das Ruder in diesem Haus übernommen hatte, erkaufte sich das Schweigen ihrer Angestellten dadurch, daß sie die Angehörigen dieser Menschen in ihre Todesdrohung mit einbezog.

Der Verdacht eines Verrats oder eines Fehltritts in ihren Augen genügte, um tätig zu werden. Zuerst bei denen, die eigentlich unschuldig waren, bei den Menschen, die ihre Angestellten liebten, bei Verwandten, Brüdern und Schwestern, dem Mann oder der Frau, der Tochter oder dem Sohn.

Sie kannte kein Erbarmen.

Jeder, der ihre eiskalt ausgeübte Macht zu spüren bekam, duckte sich und schwieg, in der Hoffnung, daß eines Tages doch die Wahrheit ans Licht kam.

Für Liu aber war die Grenze erreicht.

Die Nadelstiche, die Demütigungen waren für ihn unerträglich geworden. Er wollte dem ein Ende machen.

Keiner der Angestellten wußte, wann die falsche ›Madame Mizu‹ sich wieder ein Opfer auserkor.

Der Tod eines Passanten in den späten Nachmittagsstunden hatte sich wie ein Lauffeuer herumgesprochen, und alle im Restaurant wußten, daß ›Madame‹ zugeschlagen hatte.

War ihr jemand auf der Spur – oder wollte sie mal wieder ein Exempel statuieren?

Liu ging auf Zehenspitzen durch den Korridor.

Der kleine Mann lauschte an der Tür, hinter der die Räume der unheimlichen Frau lagen, die mit den Dämonen Umgang pflegte.

Eine Stimme war zu hören.

›Madame Mizu‹ sprach klar und deutlich die Frau an, die sie seit den frühen Abendstunden in Gewahrsam hatte.

»... irgendwann verliert auch das stärkste Betäubungsmittel seine Kraft«, hörte er sie sagen. »Es wäre schade, wenn ihr euren Tod verpassen würdet. Ihr seid mir zu neugierig. Die Freunde, die mich unterstützen und mir Macht schenken, haben mich wissen lassen, daß es nicht gut ist, euch Weiterreisen zu lassen. Also – werdet ihr hier bleiben… für immer. Man wird euch finden, wie man Baan Muong fand, der auch zu neugierig war, und der unbedingt die echte Madame Mizu in dieses Haus zurückbringen wollte.«

»Sind Sie denn nicht… Madame Mizu?« vernahm Liu die Frage der Brasilianerin.

»Ich führe ihr Leben weiter, obwohl wir uns nicht ähnlich sehen, und jedermann hier im Haus weiß, daß ich nicht die echte bin.«

»Es muß anstrengend sein, das Leben einer anderen zu führen – irgendwann fällt es doch mal auf. Wenn Freunde oder Verwandte kommen und sie sehen wollen…« Carminia Brado sprach leise, man

merkte ihrer belegten Stimme an, daß die Wirkung des Betäubungsmittels noch nicht ganz ’abgeklungen war.

»Freunde und Verwandte haben Angst… Offiziell gibt es Madame Mizu noch immer, aber daß es nicht mehr die alte ist, wissen nur die, die mich kennen. Und Außenstehenden – wie Ihnen und Ihrem Begleiter zum Beispiel – fällt das sowieso nicht auf.«

»Und was für einen Sinn hat dieses Theater?«

Im stillen bewunderte Liu den Mut der Fremden, die es wagte, so zu der Dämonen-Anbeterin zu sprechen.

»In erster Linie mir. Es stärkt mein Gefühl der Macht – ich bestimme, und andere sind von mir abhängig…«

Diese Einstellung war typisch für Menschen, die sich für die Seite der Finsternis entschieden hatten. Es war ein Kriterium von vielen.

»Ich bestimme auch über dein Leben – und über das deines Begleiters. So will es die Skulptur, die zu mir spricht, wenn ich sie um Rat frage… Die Skulptur ist Tor und Katalysator für die Kraft der Dämonengöttin Rha-Ta-N’my, die in der Vergangenheit wirkte, die jetzt wieder wirkt und in Zukunft sein wird… Der Skorpion-Dämon, in den sie stets große Erwartungen gesetzt hat, ist wieder zum Leben erwacht. Seine Diener, steinerne Zeugen seiner Macht und seines Geistes, haben die Totenwache in seinem Tempel gehalten und helfen ihm nun bei der Rückkehr und Festigung seiner Macht. Die Skorpione und Skorpion-Krieger, deren Bogen stets gespannt sind, um den Feind augenblicklich zu fallen, gehorchen ihm – und auch mir, denn ich bin eine, die der Skorpion-Dämon auserwählt hat, um seine Pläne zu verwirklichen. Ich bin sein Medium, und ich bin es gern… Seine Macht ist meine. Ich kann durch ihn die Skorpione rufen, an jeden Punkt, der mir beliebt, die Skorpione versetzen, auf deine Hand, deine Schenkel, deinen Bauch… oder auch in deinen Kopf…«

Carminia Brado stöhnte unterdrückt, ihr Blick ging zu dem gefesselten Mann, der an ihrer Seite lag, ebenfalls ein Opfer des Betäubungsgiftes, das die kaltherzige Chinesin ihnen in die Getränke gemischt hatte.

Da war ihr alles klar.

Der Mann, aus dessen Kopf der Skorpion gekrochen war – durch die falsche Madame Mizu war sein Tod herbeigeführt worden.

Die Skorpion-Pfeile, von denen Björn gesprochen hatte, und die auf die kleine dürre Frau und seinen Zweitkörper abgeschossen worden waren, stammten offenbar von dem gleichen Ort, woher sie auch die Skorpione rief. Sie hatte die Schüsse aus dem Unsichtbaren bewirkt, mit einer gefährlichen geistigen Kraft.

Weiteres Rätselraten war müßig. Madame Mizus Plan war klar: sie wollte ihre Feinde beseitigen. Carminia und Björn waren solche Feinde.

»Warum mußten der, Mann und die Frau sterben?« Carminia Brado versuchte Zeit zu gewinnen und die falsche Madame Mizu hinzuhalten, bis Björn bei Bewußtsein war. Wenn er erkannte, was da gespielt wurde, gab es eine Chance. Mit seinem Zweitkörper konnte er die Situation meistern.

Doch der geliebte Mann rührte sich nicht. Es gab keinerlei Anzeichen dafür, daß er erwachte. Er mußte eine besonders intensive Dosis des Betäubungsmittels abbekommen haben.

»Ich fühle, wenn man mir etwas anhaben will«, sagte die Chinesin. »Und da ich das weiß, noch ehe meine Feinde zuschlagen können, bin ich ihnen stets um eine Nasenlänge voraus. Zum Beispiel wird in diesem Moment mein Tod geplant – aber ich werde schneller sein, nur eine einzige Sekunde. Die reicht aber aus. Der Mann vor der Tür hat keine Chance…«

Liu zuckte zusammen. Mit diesen Worten war er gemeint!

Er kannte die tödliche Waffe, die unglaubliche Schnelligkeit, mit der die Frau, die er aus tiefstem Grund seines Herzens haßte, aktiv werden konnte.

Er durfte keine einzige Sekunde mehr verlieren!

Der Kellner schlug die Klinke herab, stürmte mit einem Aufschrei durch die Tür und hielt die entsicherte Pistole, die er die ganze Zeit über bei sich getragen hatte, in der Rechten.

Madame Mizu sah ihn nur an.

Zum Abdrücken kam Liu nicht mehr. Mitten auf seiner Stirn erschien ein großer, langer Skorpion, der sich in sein Haar krallte und den gekrümmten Schwanz mit dem Giftstachel genau zwischen seine Augen stoßen wollte.

Der langgezogene Schrei verdoppelte sich.

Es war nicht mehr nur Liu, der schrie, als er das Tier spürte, sondern auch ›Madame Mizu‹ schrie.

Der Skorpion, den sie aus dem Nichts, aus dem unterirdischen Tempel in der Wüste, gerufen hatte, und der hier materialisiert war – kam nicht aus dem Kopf des mutigen kleinen Mannes, wie sie es sich gewünscht hatte. Er wurde außerhalb des Kopfes materialisiert und erschreckte Liu, bekam aber keine Gelegenheit, den Giftstachel in seine Haut zu bohren.

Denn – der Skorpion flog im gleichen Augenblick durch die Luft und landete mitten im Gesicht der Chinesin, die den Stachel vollends abbekam.

Im Türrahmen zeigte sich ein winziges Geschöpf.

Blobb-Blobb.

Er hatte drei seiner ›Para-Antennen‹ ausgefahren und den Skorpion mit geistiger Kraft auf die Verursacherin zurückgeschleudert, deren unheimliche Kräfte im gleichen Augenblick paralysierten.

Hinter Blobb-Blobb tauchte Richard Patrick auf, völlig außer Atem.

Der Verleger sah die beiden Gefesselten am Boden, darunter Hellmark dessen Augenlider leicht zuckten, als hätte der gellende Aufschrei ihn aus der lähmenden Umnebelung seines Bewußtseins gerissen.

Dann ging es Schlag auf Schlag.

*

Madame Mizu lag zuckend am Boden. Ihre Augen waren weit aufgerissen, ungläubiges Erstaunen spiegelte sich darin.

Sie sah, daß Liu, der Kellner taumelte, daß er noch immer seine Pistole in der Hand hielt.

Die Chinesin lächelte grausam, ohne darauf zu achten, daß ein fremder Mann in den Raum eilte und mit schnellen Handgriffen zuerst die Fesseln der Brasilianerin löste.

»Diesmal… Madame… war doch ein anderer schneller«, sagte da eine Stimme.

Es war der blonde Mann, der eben noch auf dem Boden vor ihr lag. Nein, dort war er immer noch!

Es gab ihn zweimal! Wie am späten Nachmittag, als sie den ersten Angriff auf seinen Zweitkörper führte, und dabei erkennen mußte, daß sie es mit einem besonderen Gegner zu tun hatte.

»Ich bin nur ein kleines Rädchen«, kam es ersterbend über die Lippen der Chinesin.

Das Gift des Skorpions zeigte schon seine verheerende Wirkung. Das unheimliche, aus dem Unsichtbaren gerufene Tier hatte Macabros mit dem Fuß zertreten, ehe es nochmal aktiv werden konnte. »Ich habe versagt… aber was nützt es, wenn ihr einen besiegt… hundert… tausend… werden kommen… aus der unterirdischen Tempel-Pyramide, dem Ort, wo die Priester einst die Skorpion-Dämonen anbeteten und riefen.«

»Dann gibt’s nur eines, Madame: den Ort aufsuchen, wo das Dämonische lebt und sich weiter auszubreiten versucht.«

Mit einer schnellen Drehung war Macabros an der Vorhangwand, die den, Raum zur anderen Seite abtrennte.

Ein heftig schabendes und kratzendes Geräusch erscholl von dort und nahm eine solche Lautstärke an, als ob ein Hornissenschwarm sich im Raum verirrt hätte.

Die mutierte Buddha-Statue!

Maul und Augenhöhlen standen offen, ein Skorpion nach dem anderen quoll hervor, fiel dumpf auf den Boden und krabbelte auf die Menschen zu, die in den Privatgemächern der falschen Madame Mizu versammelt waren.

Die Dämonenbrut kam der Sterbenden zu Hilfe oder wurde in der Agonie der Chinesin noch von ihrem erlöschenden Unterbewußtsein von jenem geheimnisvollen Ort gerufen, den sie auf der Schwelle des Todes beschrieb, kaltlächelnd, als würde sie dort eingehen wie in Morpheus' Armen.

Es war der Tempel einer Sekte, die sich vor tausenden von Jahren mitten in der Wüste in den Kammern einer Grabstätte einfand, um den Skorpion-Dämon zu verehren und anzubeten.

»Dort wartet er auch auf euch… keiner wird ihm entkommen…«

Dann brachen ihre Augen, ihre Glieder streckten sich.

Hellmark, dem Richard Patrick die Fesseln abgenommen hatte, sprang auf die Beine.

Macabros löste sich wie ein Geist auf und materialisierte in der Geister-Höhle auf Marlos, wo die Trophäen aufbewahrt waren, die er aus anderen Dimensionen oder im Kampf mit den Dämonischen erbeutet hatte. Dort lagen die Dinge, die sie fürchteten.

Während Björn Hellmark die Dämonenmaske überstülpte, griff Macabros tausende Meilen entfernt nach dem berühmten ›Schwert des Toten Gottes‹, jener Waffe, die ausschließlich für die Hand des blonden Abenteurers im magischen Feuer einer Esse geschmiedet und ihm von einer Zauberin namens Daiyana zum Geschenk gemacht worden war.

Die Dämonenmaske veränderte Hellmarks Aussehen, und sie wurde wie das Schwert zu einer vernichtenden Waffe gegen die Abgesandten aus dein Horror-Reich Rha-Ta-N'mys.

Als Macabros das Schwert aus dem Behälter holte und fest umklammerte, erschien es im gleichen Augenblick auch in der Hand des Originalkörpers. Das Schwert verdoppelte sich, wie es mit seinem Körper der Fall war.

Ein einziger Hieb erfolgte.

Die Buddha-Statue flog krachend auseinander. Die Scherben flogen kreuz und quer durch die Luft. Der Hohlkörper zerbrach in tausend Stücke.

Im gleichen Augenblick hörte auch die Übermittlung von Skorpionen aus jenem unterirdischen Tempel auf, in dem sie hausten, erfüllt vom bösen Geist der Finsternis.

Mit der Dämonenmaske allein hätte er es nicht geschafft, aber mit dem Schwert machte er reinen Tisch.

Die Berührung genügte. Die Tiere zerfielen. Sie waren Halb-Dämonen, lösten sich nicht in Schwefel auf.

Während es Björn Hellmark gelang, die Invasion der Skorpione in diesem Raum zu stoppen, dachte er gleichzeitig an den Ort, von dem aus die Invasion ausgelöst wurde: Der unterirdische Tempel, mitten in der Wüste.

Die Andeutungen, die ›Madame Mizu‹ gemacht hatte, reichten ihm.

Er versetzte Macabros in dem Moment nach dort, als ein gellender Aufschrei durch den Verbindungskorridor zum Hotel erscholl.

Der Schrei war so gräßlich, daß er durch Mark und Bein ging.

Richard Patrick erbleichte.

»Verdammt! Was ist denn da schon wieder los? Hört sich gerade so an, als ob Rani brüllen würde.«

*

Macabros materialisierte.

Diesmal war er wirklich Macabros. In voller Montur, mit Dämonenmaske, die seinem Kopf das Aussehen eines Totenschädels verlieh, und dem › Schwert des Toten Gottes‹.

Er kam aus Bangkok in den unterirdischen Tempel, der dem Skorpion-Dämon geweiht wurde.

»Nein! Tu' es nicht!« Eine Frau schrie voller Angst.

Die Stimme hallte durch die zwielichtige Welt des uralten, unerforschten Gemäuers.

Da war jemand in Gefahr.

Ein Gedankenimpuls genügte. Der Ankömmling erstand neu dort, woher der ängstliche Schrei gekommen war.

Er platzte mitten hinein in das dramatische Geschehen.

Macabros tauchte wie ein Geist hinter dem Skorpion-Dämon auf, der die junge Französin umklammert hielt, die außer schreien nichts tun konnte.

»Es wird ganz schnell gehen, meine Liebe«, erklang die Stimme des Zwitterwesens zynisch. »Du wirst sterbend in meine Arme fallen… und neu daraus erwachen als eine andere. Nur der Stich wird ein wenig schmerzhaft sein.«

Plötzlich stieß das › Schwert des Toten Gottes ‹ auch schon nach vorn.

Macabros wollte kein Risiko eingehen.

Wenn der Skorpion-Mensch erkannte, daß jemand hinter ihm stand, konnte er den Sieg über das Leben der schreienden Frau noch erlangen.

Der riesige Stachel ritzte den weinroten, hauteng anliegenden Pulli, den Desirée Mallon über einer nicht minder hauteng anliegenden Hose trug. Nach ihrer Ankunft in dem kleinen Berghotel in der Sierra Nevada hatte sie bequeme Kleidung angelegt.

In der Bewegung erstarrte der Stachel. Leises Rascheln lief durch den Skorpion-Körper, der blitzschnell zusammensank.

Der Tod, den ein Dämon nur erleiden konnte, wenn er mit dem magischen Schwert berührt wurde, trat so überraschend ein, daß der

Skorpion mit dem Menschenkopf nicht mal mehr erkannte, wer sein Gegner war.

Eine dichte gelbe Wolke mit penetrantem Schwefelgeruch hüllte die Französin und Hellmarks Zweitkörper ein.

Desirée wurde von dem sich auflösenden Dämon so schnell losgelassen, daß sie nach vorn taumelte und unweigerlich wieder gestürzt wäre, hätte Macabros nicht geistesgegenwärtig nach ihrem Arm gegriffen und sie aufgefangen.

»Sie brauchen keine Angst mehr zu haben«, sagte er freundlich zu ihr. »Es ist vorbei… Der Stachel hat nicht mal Ihre Haut geritzt… Ihnen ist nichts geschehen.«

»Nach Hause«, wisperte sie kaum hörbar. »Ich will nach Hause.«

»Wenn Sie mir sagen, wo das ist, bringe ich Sie gern dorthin.«

Da kam ihr alles noch unglaubwürdiger vor. Gerade jetzt, wo die Gefahr gebannt und sie dem Giftstachel des Skorpion-Dämons entronnen war, versagten ihre Nerven und forderte der überstrapazierte Organismus seinen Tribut.

Desirée verdrehte die Augen und sank in Macabros' Arme.

»Wenn das Carminia sieht, gibt's Ärger, Mademoiselle«, bemerkte Hellmarks Zweitkörper. Er sah sich hilfesuchend um und ging dann über die Treppe nach oben in die Kammern, in denen die Fackeln brannten und sich die Nischen mit den steinernen Darstellungen von Skorpionen mit Menschenköpfen befanden. Eine große Anzahl von Skorpion-Menschen war bewaffnet. Die Pfeile, aus den Schwanzspitzen der Skorpione gefertigt, waren auf den Mann und die Frau gerichtet.

Von zwei Bogen fehlten die Pfeile.

Macabros konnte sich denken, was mit ihnen passiert war.

Es waren jene Pfeile, die die falsche Madame Mizu aus dieser dem Bösen geweihten unterirdischen Pyramide mit Hilfe ihrer veränderten geistigen Kräfte nach Bangkok getragen hatte, um die kleine dürre Frau und auch ihn zu töten.

Nur im ersten Fall war ihr das geglückt. Und während Macabros mit Desirée Mallon auf den Armen die geheimnisvollen unterirdischen Kammern der vor Jahrtausenden lebenden Dämonen- und Rha-Ta-N'my-Anbeter durchschritt, kam es in Bangkok im ›Hotel Mizu‹ zu einem dramatischen Finale.

*

Der Schrei hallte noch durch den Korridor, als Björn, Carminia Brado und Richard Patrick schon durch den Verbindungskorridor stürmten.

Dort stießen sie auf Rani Mahay, der von der anderen Seite

angelaufen kam.

Hellmark und Rani liefen sich fast in die Arme.

In dem kleinen Haus war der Schrei überall zu hören. Türen wurden aufgerissen, besorgte Gesichter waren zu sehen. Vom Hotelpersonal tauchten einige Personen auf.

Björn und Rani hatten das gleiche Ziel: die hinterste Tür im Korridor, aus der der Schrei noch hallte und hinter der einiges vorzugehen schien.

Mit dumpfem Lauf fiel ein schwerer Körper gegen die Tür.

Dann herrschte Stille.

Hellmark riß die Klinke herunter.

Die Tür war von innen abgeschlossen.

Er trommelte nicht erst mit den Fäusten dagegen und fühlte instinktiv, daß von innen niemand mehr öffnen konnte.

Mahay, breit wie ein Kleiderschrank, übernahm die Aktion und warf sich mit ganzer Kraft gegen die Tür.

Das dünnwandige Hindernis überstand den Ansturm nicht und flog splitternd nach innen.

Mahay hatte seinen Körper so unter Kontrolle, daß er mit dem vollen Schwung nicht in das Innere des Hotelzimmers preschte.

Er bremste abrupt ab.

Und das war sein Glück.

Im Zimmer hinter der Tür wimmelte es von Skorpionen!

*

Die über fünfzehn Zentimeter großen Tiere krabbelten flink und in wildem Aufruhr den Ankömmlingen entgegen. Sie überrollten einen Körper, der in verkrampfter Haltung vor der Türschwelle lag. Die Hand des am Boden Liegenden ragte wie verdörrt unter dem Skorpion-Berg hervor.

Drüben auf dem kleinen Bambustisch stand eine mutierte Buddha-Statue. Sie war groß wie ein zehnjähriges Kind, füllte schon die ganze Tischfläche – und wuchs unablässig weiter! Blähte sich auf wie ein Ballon. Die Mundöffnung wurde automatisch größer, ebenso die Augen. Aus diesen Öffnungen quollen weitere Skorpione hervor.

Was in ›Madame Mizus‹ Räumen sich angekündigt hatte und durch Macabros' Blitzangriff unter Kontrolle gebracht werden konnte, wiederholte sich hier auf dramatische Weise und verstärkt.

Die Buddha-Statue übernahm die Funktion des Katalysators und wurde zur Übergangsstation für die Tiere mit dem tödlichen Stachel.

Was dem mutierten Buddha, mit dem ›Madame Mizu‹ gearbeitet hatte, entzogen worden war, potenzierte sich hier, ließ die Skulptur zu erschreckender Größe anwachsen und spuckte weitere Skorpione aus,

die sowohl natürlicher Herkunft als auch von dämonischem Willen beseelt waren und aus den ungezählten Löchern und Ritzen stammten, die der unterirdische Dämonen-Tempel in der Wüste aufwies.

Die Buddha-Statue war der Schlüssel. Der Mann, der diese Statue – möglicherweise ohne zu ahnen, was er da heimbrachte – aufstellte, war ihr und der Flut des Bösen, die aus dem Hohlkörper schwappte, zum Opfer gefallen.

Mit Schwert und Dämonenmaske gingen sie vor, während einige Hotelgäste schreiend davonstürzten, weil die Angst ihnen im Nacken saß. In wenigen Sekunden glich das kleine, von der Straße zurückgebaute Hotel einem aufgescheuchten Bienenschwarm.

Hellmark sprang über die Skorpione, zerschlug einige mit blitzschnellen Hieben und durchtrennte sie. Eine große Anzahl löste sich durch die unmittelbare Berührung und der Nähe der Dämonenmaske. Dabei handelte es sich um jene, die besonders intensiv mit dem dämonischen Fluidum der unterirdischen Dämonen-Pyramide Kontakt hatten.

Die wachsende, sich aufblähende Buddha-Statue war sein Ziel.

Zwei, drei Skorpione sprangen an Björn Hellmarks Hosenbeine. Blitzschnell zerschlug er sie mit dem Schwert.

Hinter ihm gingen Stühle zu Bruch. Mahay und Richard Patrick gingen gegen die Krabbel-Armee vor, zerschlugen und zerstampften sie mit den Füßen.

Das Schwert krachte auf die Statue.

Wie in Zeitlupe flogen die Scherben durch den Raum. Der Katalysator brach scheppernd in sich zusammen. Die Verbindung zu dem unsichtbaren Transportband war abgeschnitten.

Von der Straße kam alarmierte Polizei und unterstützte die Freunde von Marlos zu einem Zeitpunkt, als der ungewöhnliche Kampf sich schon seinem Ende näherte.

Wie durch ein Wunder wurde niemand ernsthaft verletzt. Dazu trug auch Blobb-Blobb bei, der manche gefährliche Situation auf seine Weise meisterte.

Von Patricks Tasche aus hatte er beste Sicht über das › Schlachtfeld ‹ und einige besonders hartnäckige Feinde, die ihre giftigen Stacheln noch zur Wehr setzen wollten. Mit seinen übernatürlichen Fähigkeiten bewirkte Blobb-Blobb, daß sie durch die Luft und gegen die Wand geschleudert wurden. Diese Angriffe überstanden sie meistens nicht.

Der Tote, um den sie sich später kümmerten, war laut mitgeführten Papieren ein gewisser Claude Burasse. Ein aufgeschlagenes Tagebuch auf dem Bett gewährte Einblick in die letzten Minuten des Lebens eines ungewöhnlichen Menschen.

Den ganzen Nachmittag hatte Burasse die Skulptur beobachtet und minutiös seine Beobachtungen über die Geräusche und ihren

Wachstumsvorgang schriftlich festgehalten. Dann kam die Wachstumsexplosion und die Flut des Grauens, der er zum Opfer fiel.

Claude Burasse war diesem Grauen nicht mehr gewachsen gewesen…

*

Die Dinge hatten eine unerwartete Wende genommen, für alle, die unmittelbar daran beteiligt waren.

Desirée Mallon erwachte und sah den Fremden, der sich über sie beugte: Ein großer, blonder Mann, mit dem kühn geschnittenen Gesicht eines Wikingers.

»Sie wollten mir sagen, wo Sie zu Hause sind«, sprach Macabros sie an. Er hatte die Zeit der Ohnmacht Desirée Mallons genutzt und sich das unterirdische Tempel-Reich angesehen. Die wenigen steinernen Skorpione und Skulpturen der Skorpion-Menschen hatte er mit dem Schwert zerstört, um weiteres Unheil zu verhindern.

Desirée sprach von dem alten Hotel, von ihren Erlebnissen, und es tat ihr gut, sich dieses Ventil zu verschaffen.

Was dann geschah, war – wie alles andere davor – für sie wie ein Traum.

Der freundliche, sympathische Fremde nahm sie bei der Hand! Die düstere Umgebung verschwand, und das Hotelzimmer, das sie beschrieben hatte, tauchte aus diffusen Nebeln auf.

Noch in der Nacht weihte Desirée ihre engste Freundin, Jeanne, in ihr unheimlichstes Erlebnis ein. Jeanne wollte das alles nicht glauben, aber als am nächsten Morgen weder Monsieur Vesner noch seine Sekretärin auftauchten, merkten auch die Leichtgläubigsten, daß hier etwas nicht stimmte. Die meisten waren der Überzeugung, daß Vesner und seine Begleiterin einiges im Schild geführt, und im letzten Augenblick doch kalte Füße bekommen hatten und sich vor einer eventuellen Strafverfolgung in Sicherheit brachten.

Desirée Mallon wußte als einzige die volle Wahrheit.

Sie wußte, was aus den Mädchen, die Vesner-Metier alias der Skorpion-Dämon sich ausgesucht hatte, wirklich hätte werden sollen…

Mit dem verbliebenen Geld lösten sie die Flugkarten zurück nach Paris. Sie waren um eine Erfahrung reicher, ein Traum war geplatzt wie eine Seifenblase. Aber sie lebten! Und das allein zählte. Desirée Mallon wußte dies am meisten zu schätzen…

*

Björn und seine Freunde hielten sich nur noch so lange wie nötig in Bangkok auf.

Die Ereignisse schlugen hohe Wellen. Die Skorpion-Invasion im ›Hotel Mizu‹ stellte Bewohner und Forscher vor ein Rätsel. Die wirklichen Hintergründe kannte nur eine Handvoll Menschen.

Liu, der Kellner, brachte einige erstaunliche Dinge zur Sprache und erklärte seine Angst und die Hintergründe über die falsche ›Madame Mizu‹.

Die echte ›Madame Mizu‹ war von der Chinesin aus ihrem eigenen Haus vertrieben worden. Aus, Angst vor der angedrohten Strafe wagte die echte Mizu es nicht, sich der Polizei anzuvertrauen. Sie nahm Kontakt mit einem Privatdetektiv auf. Das war Baan Muong, der Tote, den Burasse in seinem Zimmer fand und der Material über die falsche Mizu zusammentragen wollte. Die Dämonenanbeterin hatte mit ihm gespielt wie mit einem Ball. Eben mit der echten Mizu, die in ihrer unmittelbaren Nähe den Tod eines Bewohners dieser Stadt miterleben mußte, wie ein Mensch durch einen in den Kopf versetzten Skorpion starb. Die kleine dürre Frau, der Macabros folgte, und die einem Giftstachel des Skorpion-Dämons zum Opfer fiel, war die echte Madame Mizu gewesen…

*

Sie waren froh, mit heiler Haut davongekommen zu sein.

»Mit dazu beigetragen hat Blobb-Blobb«, konnte Björn Hellmark seine Anerkennung für den Winzling nicht verbergen.

Der kleinste und frechste Kerl von Marlos grinste von einem Ohr zum anderen und stand da mit vor Stolz geschwellter Brust.

»Hätte er Rich den Tip von der falschen ›Madame Mizu‹ nicht gegeben, wäre es für Carminia und mich verdammt kritisch geworden. Das Betäubungsmittel hatte uns fest in den Krallen.«

»Ihr könntet's öfter einfacher haben«, lautete Blobb-Blobbs selbstbewußter Kommentar. »Wie wär's? Ich biete euch für die Zukunft meine Kurierdienste an.«

»Ich werde darüber nachdenken«, versprach der Herr von Marlos.

Dann kehrten sie auf die Insel des Friedens zurück.

Aus Erfahrung wußten sie, daß der Friede dort leider nur solange von Dauer war, wie die außerhalb wirkenden Kräfte in der Welt sie nicht berührten. Da diese Dinge sie jedoch stark engagierten, war die nächste Auseinandersetzung mit Rha-Ta-N'my und ihren finsteren Schergen schon wieder vorprogrammiert.

Vielleicht lagen neue Nachrichten vor von anderen Freunden, die mit ihnen an ein und demselben Strang zogen.

Alan Kennan und Pamela Kilian zum Beispiel waren unterwegs, um ungewöhnliche Menschen und außergewöhnliche Vorfalle aufzuspüren. Oder vielleicht lag bei Richard Patrick wieder eine

Nachricht, die ein Welträtsel betraf.

Mit Überraschungen mußten sie in dem Milieu, in dem sie sich bewegten, jederzeit rechnen.

ENDE